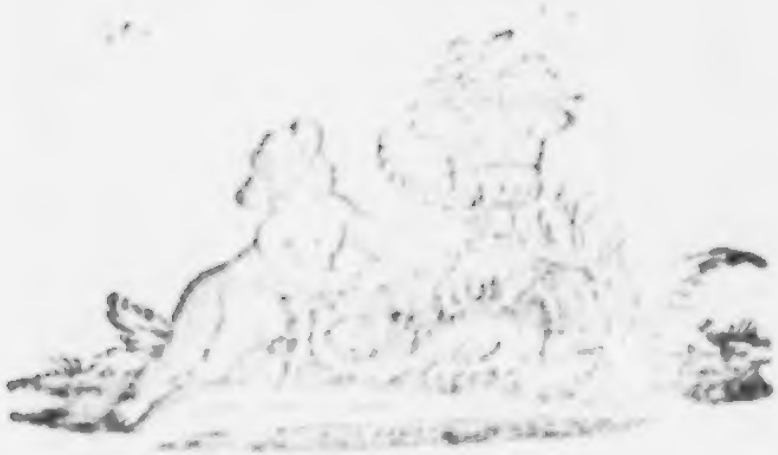
EX LIBRIS
C.G. von Maassen
Caspari

Bisarrerien.

— Studia ad clementia —
— perfugia parcere Curis
Juvenalis.



Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich.
1775.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Von dem Innhalt und Absicht dieses Werkchens weiß ich nichts zu sagen. Beides wird sich sogleich, wenn man es liest. Einen geheimen Sinn haben meine Bemerkungen gleichfalls nicht, und haben ihn nicht haben sollen, weil alle meine Bemühung dahin gegangen, blos natürlich zu schreiben. Von dem Werth oder Unwerth kann sich ein jeder Leser selbst überzeugen, wenn er entweder mit einem gewissen Amusement im Lesen fortfährt, oder es aus Verdruß wegwirft.

Wegen des Titels habe ich nur so viel zu erinnern, daß ich die Herren Kritiker ersuche, meine Aufrichtigkeit darunter zu erkennen. Denn ich sage meinen Lesern dadurch gleich, was sie zu erwarten haben. Sie werden also auch keine tiefe philosophische Untersuchungen in diesen Blättern suchen dürfen, oder mit einem andern Wort, sie werden nicht betrogen werden. Dieses muß mir doch in den Augen eines

jeden ehrlichen Weltbürgers, ein Verdienst vor andern gewissen Schriftstellern verschaffen, von denen wir gründliche Untersuchungen, dem Titel nach, kaufen, und am Ende nichts als Bisarrerien finden.

Vielleicht wird man mich tadeln, daß ich an ein und andern Orten, wo ich weitläuftiger seyn sollen, zu kurz gewesen. Allein ich habe keine Abhandlungen, noch Anmerkungen zu diesen oder jenen Büchern schreiben wollen. Der Raum zu diesen wenigen Blättern hätte dazu nicht zugereicht, am allerwenigsten aber meine Geduld. Ich fürchte auch nicht, daß ich an den Stellen, wo ich mit Fleiß nicht weitläuftig seyn wollen, den Kennern unverständlich seyn werde. Um die andern bekümmere ich mich nicht Wer in diesen Blättern Unterricht sucht, und ihn nicht findet, hat das Recht sein Geld zu bedauern, das er darauf verwendet hat. Mit darf er aber keine Schuld beymessen, da ich ihn zu diesem Aufwand nicht verleiten wollen.

Ueber

Ueber den Zuſtand der Gelehrſamkeit überhaupt.

Daß Unterſuchungen des Zuſtandes der Gelehrſamkeit bey einem Volke, wo die Wiſſenſchaften blühen, nothwendig ſind, und von aufgeklärten Köpfen ſeyn können, bedarf wohl keines Beweiſes. Ob ſie aber in der Art, wie ſie unter uns angeſtellt werden, vor der Nation wirklich nützlich geweſen, iſt eine andere Frage. Man ſtritt ehedem in Griechenland ſehr lebhaft über die Vorzüge der Muſen und Grazien; erleuchtete Männer aber haben es längſt wahrgenommen, daß dieſe ſcheinbare Streitigkeiten, im Grunde von der Wichtigkeit der Sache nichts bewieſen haben. Wenigſtens iſt immer noch Stoff genug übrig, daß jemand, der Laune und müſſige Zeit darzu hätte, das Publicum mit einer weitläuftigen Auseinanderſetzung dieſes Zankapfels, nachdem er glückliche oder unglück-

liche Einfälle hat, auf einige Zeit, mehr oder weniger beluſtigen könnte. Es wäre denn, daß unſere Gelehrten dieſen Punct ſchon innerlich entſchieden hätten, und nur noch äuſſerlich und im Vorbeygehen den Alten ein Compliment machten, das eigentlich gerade ſo viel Bedeutung hat, als das Proſit in Geſellſchaften, wenn einer niest.

Meine Abſicht iſt gar nicht, dieſe Beleuchtung unſerer Kenntniſſe ſelbſt vorzunehmen. Ich befinde mich hiezu weder geſchickt noch verwegen genug; und ich vermeide eine Höhe wofür mir ſchwindelt, eben ſo furchtſam, als einen Abgrund worein ich verſinken könnte. Da mir aber das Recht zu denken eben ſo gut zuſtehet, als einem jeden ehrlichen Weltbürger, ſo wird es mir auch erlaubt ſeyn meine Gedanken frey zu entdecken. Ich erkläre mich hiebey, daß ich billiger bin, als ein jeder gedungener oder ungedungener Recenſent; und alſo von niemand verlange, daß er mit mir einerley Augen und Ohren haben ſoll. Vielleicht wenn jedes Buch, über eine neue oder auch nur beſondere Entdeckung, weiter nichts als einen getreuen Abdruck desjenigen enthielte, was ſein Verfaſſer geſehen hat, ließe

ſich

sich der Weg zur Wahrheit leichter finden als durch einzelne, oft zu früh gewagte Entscheidungen, die zusammen genommen, doch nur ein verwirrtes Ganze ausmachen, aus welchem der Untersucher sich entweder gar nicht, oder doch mit äusserster Mühe herauswickeln kann, und unterdessen die Zeit zu nützlichen Arbeiten verliert.

Nur der Geist eines Baco, welcher mit einem Blick das ganze weite Reich der Wissenschaften durchdringt, und von dem was er gesehen die genaue Idee seinem Verstande einprägt, scheint von der Vorsicht bestimmt zu seyn, den Zustand der Gelehrsamkeit seiner Zeiten zu umfassen, und davon richtig zu urtheilen. Ueber die Vorzüge dieses grossen Mannes ist man bereits einig, und ich würde daher nicht die Kühnheit zu übertreiben, wenn ich nur einen ihm ähnlichen Geist dieser Untersuchung fähig halte. Ob die Welt noch ihn einen ähnlichen gehabt habe, will ich nicht so gar zuversichtlich bestimmen. Ich weiß aber, daß diejenigen, so in unsern Tagen, über diesen Gegenstand geurtheilet haben, durchgehends mit allen den hiezu erforderlichen Fähigkeiten und Kenntnissen ver-

verſehen geweſen. Wenn wir den Ausgang unſerer Unternehmungen allemal vorher ſehen könnten; oder wenn wir weniger von der Eigenliebe verblendet würden, ſo dürfte vielleicht mancher ſich begnügen, auf ſeinem ihm gezeigten Wege fortzugehen, und ihn immer beſſer kennen zu lernen, anſtatt ſich mühſam darum zu bekümmern, was andere für einen Weg gehen, oder doch gehen ſollten. Ich ſage vielleicht: Denn die Begierde alles, und mehr zu wiſſen als unſere Nebengeſchöpfe, folgt den armen Menſchenkindern auf dem Fuße nach, und bringt ſie bald als Geſpenſt auf die Bahn des Irrthums; bald als Engel auf die Pfade der Wahrheit.

Ich fürchte nicht, daß man dieſe meine Bemerkungen ſo auslegen werde, als ob ich alle Bemühungen der Gelehrten in dieſem Fache lächerlich machen wollte. Ich bin von einer ſolchen Gedenkungsart weit entfernt; vielmehr glaube ich, daß alle Blicke, die auf das Ganze geworfen werden, ſo ſchwach ſie auch immer ſeyn mögen, dennoch den Wiſſenſchaften allemal Vortheil bringen; geſetzt auch daß ſie uns zuweilen nur einen geringen Irrthum benehmen. Blos den entſchei-

denden

denden Ton wünschte ich zu entfernen, mit dem ein und anderes Individuum uns zu dictatorisch belehren will, was uns in Wissenschaften annoch ermangele oder nicht. Denn fehlt uns zur Zeit noch der Geist, dessen Verstand lebhaft und tief genug ist, um viele Gegenstände auf einmal, und nicht nur nach ihrer äußerlichen Form, sondern auch nach ihren Wesen und innerlichen wahren Beschaffenheit zu fassen; so weiß ich nicht, wie man sich an die Urtheile derer halten kann, bey denen man öfters die Abwesenheit dieser Fähigkeiten mehr als zu sehr bedauert. Eine Gesellschaft von einigen Gelehrten, welche sich in dieser Absicht verbänden, und alle bisherige Producte der Gelehrsamkeit sorgfältig untersuchten, würde diesen Mangel am ersten ersetzen. Allein wenn ich bedenke, daß unsere Gelehrten sich in ihren innigsten Schriften so sehr widersprechen; viele von ihnen kein einziges Buch, oder doch nur selten eines, für gut und vollkommen erklären, so scheint mir eine Vereinigung unter ihnen zu einem gemeinschaftlichen Zweck unmöglich. Gleichwohl aber weiß ich vor der Hand kein anderes Mittel in diesen Untersuchungen glücklich zu seyn.

Die Akademien der Wissenschaften wären dazu am ersten fähig. Denn da man von ihnen ohnedieß besondere Entdeckungen erwartet, so glaube ich auch, daß ihre Mitglieder durchgehends Männer von Einsicht seyn, und wenigstens den Theil der Wissenschaften vollkommen inne haben werden, dem sie sich einzig und allein gewidmet haben; und worinnen sie beständig fortarbeiten. Da sie auch in ihren Versammlungen Gelegenheit haben, sich öfters zu sprechen, einander ihre Einsichten mitzutheilen, und unter sich selbst das freundschaftliche Band zu knüpfen, welches die Wissenschaften an und vor sich so schwesterlich vereiniget; So, däucht mir, könnte es ihnen nicht schwer werden, auf eine zuverläßige Weise zu bestimmen, welche Wissenschaften ihre Vollkommenheit erreicht haben, oder nicht; welche noch besser auszuarbeiten sind; welche ganz überflüßig sind; und welche noch ganz und gar erfunden, oder als Wissenschaften genauer und vollständiger behandelt werden müssen. Da ich weder jemals ein Mitglied einer Akademie der Wissenschaften gewesen, noch einer ihrer Versammlungen beygewohnet habe; so bilde ich mir wenigstens

ſtens ein, unter den Akademiſten die Originale zu dieſen Serien, und die freundſchaftliche Vereinigung ſuchen zu können, die zu allen Zeiten der Gelehrſamkeit zum Vortheil gereicht hat. Es wäre dann, daß unſere Gelehrten, um Freunde zu bleiben, einander weder ſehen und ſprechen, noch viel von einander hören und leſen müßten.

Um zu beſtimmen, welche Wiſſenſchaften ihre vollkommne Höhe erreicht haben, oder nicht, muß man vor allen Dingen einen richtigen Maasſtab haben. Ich zweifle, daß man dieſen gefunden hat, und denke immer, daß ein jeder, der über dieſen Gegenſtand nachdenkt, ſich einen Maasſtab nach ſeinem Gutdünken abzeichnet. Nichts iſt natürlicher, als daß dieſe Maasſtäbe ſo verſchieden ſeyn müſſen, als die Köpfe verſchiedener Völker, wozu man erſt eine Vergleichungstabelle haben muß, um die darnach gemachten Rechnungen zu verſtehen. Eine ſolche Vergleichungstabelle bey den Wiſſenſchaften einzuführen, wollte ich nicht rathen. Lieber verſuche man die Maasſe zu berichtigen und auf einen Fuß zu ſetzen. In den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten haben wir, nach dem allgemei-

allgemeinen Ausruf der Kenner, dergleichen Maasstäbe. Das sind die erhabnen Werke des Alterthums, die, wo unsre moderne Bescheidenheit nicht gänzlich irrt, noch kein menschlicher jüngerer Verstand und Witz erreicht hat. In andern Wissenschaften schlägt uns eine ähnliche Wahrnehmung fehl; es wäre denn, daß wir von den Vorzügen der Alten um deswillen nicht richtig urtheilen könnten, weil wir beynahe den größten Theil ihrer Schriften verloren haben. Um also mit Zuverlässigkeit und Wahrheit zu sagen, daß diese oder jene Wissenschaft ihre mögliche Höhe erlangt habe oder nicht, muß man gleichsam den Hitz- und Gefrierpunkt der Wissenschaft bestimmen, den ein gesunder menschlicher Verstand, ohne unvermeidliche Gefahr, nicht überschreiten darf. Alles dieses ist so augenscheinlich, daß es mich wundert, wie unsere Kritiker davon keine Empfindung verspüren, wenn sie so dreuste ausrufen: Diese Wissenschaft ist von ihrer Vollkommenheit sehr weit entfernt: in dieser sind wir derselben ziemlich nahe gekommen: in dieser haben wir sie erreicht: und uns doch nicht das Warum von ihrem Darum eröffnen. Es ist wahr,

ein-

einsichtsvolle Männer haben uns zuweilen, in ihren lehrenden Schriften, einen Wink gegeben, wie weit man eine Wissenschaft treiben könne, um sie vollkommen zu machen. Und von dieser Seite betrachtet, hätte man würklich einigen Stoff, die Vollkommenheit einer Wissenschaft zu beurtheilen. Ich fürchte aber daß man Gefahr laufen kann, und auch schon würklich gelaufen ist, wenn man nach diesem Wink sein Urtheil zu unbedächtig eingerichtet. Hat man sich denn auch schon diesen Wink zu Nutz gemacht, und nach solchem in der Wissenschaft fortgearbeitet? Hat man diese Arbeit mit den gehörigen Kräften unternommen, und nach richtigen Regeln fortgesetzt, so daß man davon den Kennern Rechenschaft geben kann? Ist man in seinen Bemühungen glücklich gewesen oder nicht? Und im letztern Fall, hat uns der Mangel nöthiger Einsicht, oder das Bedürfniß der Hülfsmittel, oder auch gar die Unmöglichkeit des Versuchs daran verhindert? Denn auch das größte Genie kann in der Hitze seiner Einbildungskraft, Einfälle haben, die wir bey dem Schein der Neuheit, und unter dem guten für den Urheber gefaßten Vorurtheil, so lange für gegründet halten,

ten,

ten, bis eine genaue und sorgfältige Prüfung uns versichert, daß sie blos in das Reich der Ideen gehören, und von einem eingeschränkten menschlichen Verstand, entweder gar nicht, oder nach den gegenwärtigen Umständen, noch nicht zur Würklichkeit gebracht werden können. Die Erfahrung lehrt uns in der That, daß dieses der Fall sey, worinnen sich die meisten Bestimmungen der Vollkommenheit dieser oder jener Wissenschaft befinden, und wir sollten daraus lernen, daß, anstatt in einem zu voreiligen Urtheile zu dreuste zu seyn, es mehr Ehre bringe, zu sagen, daß man nichts wisse. Wenigstens kann man eine ehrlichere Mine dabey annehmen, als bey dem verdrüßlichen: non putaram, das man doch endlich über lang oder kurz sagen muß, wenn man uns die Beulen weist, die wir uns bey dem gewaltsamen Eindringen in die Pforte der Wahrheit gestoßen haben.

Unter denen, welche sich in diesem Punkt zu Schiedsrichtern aufwerfen, befinden sich einige, welche die ganze Reihe der bekannten Wissenschaften durchlaufen, und uns auf den Fingern alle diejenigen herzählen, welche uns zum Ruhm einer vollständigen Gelehrsamkeit

annoch erwangeln. Das war der Plan, nach welchem der groſſe Baco dachte, und Maupertuis in neuern Zeiten ihm nachdenken wollte. Ob der letztere dem erſten gleich gekommen, mögen andere entſcheiden. Inzwiſchen war die Lage des einen und des andern nicht gleich. Baco mußte zu ſeiner Zeit nothwendig noch viele Wiſſenſchaften vermiſſen, womit uns die nachfolgenden Jahre beſchenkt haben. Ich habe mich einmal erklärt, daß ich mich bloß auf allgemeine Bemerkungen einſchränken will. Mithin erwartet man von mir vergebens, daß ich mich auf einzelne einlaſſen werde. Ich erinnere mich nur hiebey, daß ehemals ein gewiſſer Profeſſor ſich in einem akademiſchen Anſchlag öffentlich rühmte, ſiebenzehn oder achtzehn Theile des Naturrechts ganz neu erfunden, oder wenigſtens vollſtändig bearbeitet zu haben. Nothwendig mußte er ſich einbilden, daß man vor ſeinen Entdeckungen kein vollſtändiges Naturrecht oder Jus publicum univerſale gehabt habe.

Bey dem Fortſchreiten auf dieſem Wege, ſollte ich billig bald anfangs die Frage entgegen ſtellen: ob es ein wirkliches Verdienſt ſey, die Claſſen der Wiſſenſchaften zu vervielfältigen.

fältigen. Im Ganzen betrachtet, kann man dieſe Frage unmöglich bejahen. Denn giebt es auf der einen Seite noch viele Wiſſenſchaften, die unumgänglich nothwendig ſind, wenn wir uns einer möglichen Vollkommenheit unſerer Kenntniſſe rühmen können; ſo giebt es gewiß auf der andern verſchiedene, welche den Schweiß nicht belohnen, der bey deren mühſamen Bearbeitung, unſerer Stirne ausgepreßt worden. Vergleichen wir den Umfang der bekannten Wiſſenſchaften mit der kurzen Dauer unſers Lebens, ſo würde ſich derjenige mehr Verdienſt um die Menſchheit erwerben, der ſie in eine, ihrer Vollſtändigkeit nichts ſchadende Kürze zuſammen zöge; als derjenige, welcher ſie mühſam erweitert, und wobey wir, im Grunde betrachtet, nichts weiter lernen, als mehrere verſchiedene Titel. Man wird mich hiebey hoffentlich nicht ſo verſtehen, daß ich einer Gelehrſamkeit, die bloß auf der Oberfläche ſtehen bleibt, das Wort reden wolle. Nichts kann von meinen Geſinnungen entfernter ſeyn, als ein ſolcher Schluß, da der Zuſammenhang meiner Betrachtungen mich hinlänglich rechtfertiget, daß ich hier die Sache der wahren und gründlichen Gelehrſamkeit führe.

Eine

Eine jede der höhern Wissenschaften erfordert zu ihrer [illegible] untergeordnete und [illegible] schaften. Nach [illegible] die letztern zwar durchgehends [illegible] bestimmt, keinesweges aber [illegible] werden, daß wir dadurch die Zeit, zu Erlernung der erstern verlieren; und [illegible] deren Nähe auf die Entdeckung [illegible] daß wir schon die Gleichförmigkeit [illegible] hätten. Um nun mit Gewißheit zu entscheiden, welche Wissenschaften uns [illegible] zur Größe unserer Bestimmung führen, muß eine genaue Prüfung vorhergehen, zu welcher Classe dieselben gehören, ob sie unmittelbar zu der Vollkommenheit einer höhern nöthig, und ob es sich der Mühe verlohnt, solche besonders und vollständig abzuhandeln, oder ob sie bereits unter andern als Theile enthalten sind: so daß unser Geist seine Kenntnis sie vervollkommnen kann, ohne daß sie in dem Register der gesuchten Wissenschaften eine besondere Rubrik verdienen.

Unsere Seele ist freylich ein zu eingeschränkter Geist, daß sie sich sogleich von allen Dingen allgemeine Begriffe machen könnte. Sie

muß durch beſondere Ideen unterſtützt, und zu jenen dadurch fähig gemacht werden. Demohngeachtet aber muß man ſich hüten, ſie durch die Menge dieſer beſondern Ideen zu ſehr zu verwirren, weil man ſie ſonſt dadurch von dem Endzweck abhält, wozu man ſie doch bringen will. Ich weiß zwar wohl, daß man durch die Zergliederung unſerer Begriffe, ihnen mehr Vollſtändigkeit verſchafft. Durch eine Zergliederung ins Unendliche aber werden ſie auch dieſer Vortheile beraubt. Und eine ohne Noth gehäufte Anzahl der Wiſſenſchaften würde dieſen Fall vorzüglich bewürken.

Ich könnte hiebey auch des Schadens gedenken, daß durch die Menge der Wiſſenſchaften, auch ſonſt aufgeklärte Genies abgehalten würden, nach einer gewiſſen Größe zu ſtreben. Allein dieſer Einwand findet um deswillen nicht ſo recht ſtatt, weil ſich niemand durch einen beſchwerlichen Weg abhalten laſſen ſoll, zu dem Tempel der Wahrheit ununterbrochen fortzugehen. Ein Genie mag noch ſo aufgeklärt ſeyn, wenn es die Arbeit und Mühe ſcheut, ſo iſt es zu träge, um jemals in der Gelehrſamkeit etwas vorzügliches zu leiſten.

leiſten. Dieſes aber iſt demohngeachtet wahr, daß ein jeder, der ſeinen Fleiß auf die Unterſuchung der Gelehrſamkeit anwendet, die Schuldigkeit auf ſich hat, denjenigen, ſo ihm nachgehen wollen, die Bahn ſo leicht und ſo wegſam als möglich zu machen.

Noch eine Unterſuchung iſt übrig: ob eine und die andere Wiſſenſchaft, die man bearbeitet, oder zu bearbeiten vorſchlägt, auch nützlich ſey. Sie iſt zwar ſchon in der vorigen enthalten. Denn wann eine Wiſſenſchaft zur Vollkommenheit des Zuſtandes der Gelehrſamkeit nicht nothwendig iſt, ſo kann ſie auch nicht nützlich ſeyn. Demohngeachtet aber wird es nicht ſchaden, wenn ſie von denen, ſo eine Unterſuchung in dieſem Felde wagen, auch beſonders angeſtellt wird. Die Liebe zu Speculationen kann uns leicht verblenden, daß wir die Wahrheit nicht ſehen; und es iſt gewiß mehr als einmal geſchehen, daß man das Publikum mit Speculationen einige Zeit unterhalten, wovon es weder klüger noch beſſer werden, und die es gar bald mit Vergnügen vergeſſen hat. Gellert ſagt von ſeinen Büchern, daß viele darunter

wären, die er nicht verstünde, viele, die er entbehren könnte. Ein anderer als Gellert würde dieses Urtheil zu fällen nicht eher die Erlaubniß erhalten, als bis er überzeugende Proben an Tag geleget, daß dieses nicht verstehen und entbehrlich seyn, nicht in seinem eigenen Gehirne den Grund habe. Inzwischen ist es richtig, daß wir uns oft mit Schriften amüsiren, wo wir die Zeit besser anwenden könnten, und wo ein höheres Wesen über unsere durch einander laufende Ideen nothwendig lachen muß. Ich sage dieses nicht bloß von einzelnen Menschen: denn dieses ist nur ein Fehler des Individuum: sondern von der ganzen Menge der Gelehrten zusammen genommen, die bloß auf die Erweiterung der Wissenschaften denken, und die Frage über das nützliche dabey aus der Acht lassen. Betrachten wir aber mit richtigem Blick alle diese ämsigen Bemühungen, so werden wir grösstentheils finden, daß fast jede neue Wissenschaft, entweder auf den Umsturz einer bereits bekannt gewesenen gegründet wird, oder eine alte aus dem Schutt, worunter sie begraben lag, hervorzieht, oder durch den Tadel aller bekannten und unbekann-

kannten Wissenschaften uns am Ende nichts weiter lehrt, als Zweifel.

Unterdessen ist nicht leicht jemand der in dem Felde der Gelehrsamkeit arbeitet, der nicht seine Wissenschaft als nützlich anpreiset. Der Reiz der Neuheit verbindert uns gemeiniglich davon bald im Anfange richtig zu urtheilen. Man muß das wahre Urtheil der Zeit überlassen, die solches am zuverlässigsten bestimmt. Die Gesetzgeber idealischer Staaten scheinen überzeugt zu seyn, daß nicht alle Wissenschaften vor den Menschen gleich nützlich sind. Sie lassen sich aber, nach meiner Meynung, von ihren Ideen zu sehr hinreißen; und wenn wir bey ihnen allein die Stimme des Publicums zu vernehmen, so hören wir das Gelehren eines Individuums. Es blendet allerdings, wenn sie nur solche Wissenschaften dulden, die auf die Sitten und das gesellschaftliche Glück der Bürger in solchen Staaten einen Einfluß haben. Und in dem Augenblicke, wo man dieses liest, hält man es vor einen Beweis genug; und vergißt dabey, daß der Mensch auch Geist habe, der nicht mit der ordentlichen Nahrung zufrieden, sondern auch Leckerbissen, und zuweilen sehr gewürzte

würzte Speisen verlangt. Unser Verstand aber beharrt nicht lange in diesem Irrthum: Die reizenden Gegenstände, die auf die Sinne so einen starken Eindruck machten, verlieren sich nach und nach; und man findet alsdenn, daß man, um über das nützliche und entbehrliche der Wissenschaften zu urtheilen, alle Behutsamkeit anwenden müsse. Alle würkliche Wissenschaften, die zusammengenommen das ausmachen, was wir Gelehrsamkeit nennen — und von diesen nur rede ich hier, und nicht von jener kindischen Tändeley des Witzes wowider sich die gesunde Vernunft empört — können und müssen nützlich seyn. Freylich aber bemerkt diesen Einfluß nicht ein jeder sonst ehrlicher Bürger. Aber diese sind auch hier keine Schiedsrichter. Wollte man z. B. einer Rechnung, die an sich mystisch und grillenhaft wäre, gleichwohl aber in der Mathematik etwas entdeckte, oder näher bestimmte, den Nutzen absprechen, wenn der Finanzeinnehmer dadurch keine Erleichterung in seinen Rechnungen findet?

Es wäre in der That eine vortreffliche Erfindung, wenn man die Wissenschaften so formen könnte, daß sie auf das gesellschaftliche

Leben

Leben der Menſchen einen unmittelbaren Einfluß hätten, und dieſer von jedem empfunden würde, ſo wie ihn itzo nur erleuchtete Geiſter empfinden. So lange dieſes noch nicht als möglich erkannt wird, ſo werden wir uns immer begnügen, die Wahrheiten ſo anzunehmen, wie ſie ſind, und zufrieden ſeyn, daß ſie unſere Einſichten vermehren, ohne uns darum zu bekümmern, ob ſie bloß ſpeculativiſch oder auch zugleich unmittelbar practiſch ſind. Haben wir unſere Einſichten bereichert, unſern Verſtand cultivirt, unſere Kenntniſſe gründlich gemacht; ſo meynt man, weiß nicht leicht im geſellſchaftlichen Leben ein Fall aufſtoſſen, wo wir unſern Mitmenſchen nicht nützlich ſeyn könnten. Hat ein von Natur böſes Herz, wenn es ein ſolches giebt, oder vor die, ſo durch eine fehlerhafte Erziehung ſeelenverderbt worden, gleich zur Zeit noch keine freundlichere Lehrſchule als im Zuchthauſe.

Bey Unterſuchung des Zuſtandes der Wiſſenſchaften, kann ſich auch die Mode unvermerkt mit einflechten. So wie wir ein Kleid nach dem alten Schnitt unſrer Väter widerwärtig finden; ſo kann es uns auch in

den Wissenschaften gehen, zumal wenn die Aufmerksamkeit ein wenig schlummert. Daß es aber in den Wissenschaften Moden gegeben, und noch giebt, kann niemand läugnen, der nicht darinnen ein Fremdling ist. Ob man die verschiedenen Methoden, wodurch man die Wissenschaften behandelt, und andern faßlich zu machen gesucht hat, auch unter die Moden rechnen könne, bin ich noch zweifelhaft. Ich traue einem jeden Gelehrten, der eine neue Methode erfunden hat, so viel Ehrlichkeit zu, daß er den Gang, den seine Seele bey Untersuchung der Wahrheit genommen, auch getreulich angezeiget hat; und wenn er daher seine Lehrart andern empfohlen, und für vorzüglich ausgegeben, so muß man dieses als die Folge seiner Erfahrung, und der einem jeden Menschen natürlichen Eigenliebe betrachten. Inzwischen wenn sich bey allen und jeden Erfindern neuer Methoden, die Lust zur Neuheit, oder auch ein gewisser Eigensinn, den alleinigen Antheil zueignet; so hindert es nichts, dieselben so gut wie die Formen unserer Perücken und Kleider, unter die Moden zu rechnen.

Eigent-

Eigentlich zu reden verdienen diejenigen den Namen der Modewissenschaften, die zu einem gewissen Zeitpunkt mehr Aufsehen machen, als andere. Die von allen begierig gelernt, und sorgfältig bearbeitet und aufgeputzt werden. Und die ein jeder verstehen muß, wenn er bey seinen Zeitgenossen den Ruhm eines einsichtsvollen Mannes und Gelehrten vom ersten Range verdienen will. Richten wir nun unser Urtheil nach dieser allgemeinen Stimme des Publicum ein: so ist die Folge nothwendig, daß wir uns mit der Einbildung einer Vollkommenheit schmeicheln, die unsere Vorfahren freylich nicht gehabt haben. Es scheint aber nicht, daß ein solches Urtheil im Ganzen viel Schaden anrichten könnte, da doch alles, was der menschliche Witz oder Verstand erfindet, zu etwas gut ist. Bey ein und anderm Subject aber, kann es Nachtheil bringen, wenn es sich einbildet, durch Erlernung dieser Wissenschaft die vollkommene Gelehrsamkeit zu besitzen. Auch kann es die Vervollkommnung der Gelehrsamkeit selbst hindern, wenn es mit Verachtung anderer eben so guter und noch besserer Wissenschaften verknüpfet ist. Die

Wahrheit aber leidet allemal, weil ein solches Urtheil in zu viel Irrthümer verwickelt iſt, als daß es jemals richtig werden könne. Die Behauptung, daß in unſern erleuchteten Zeiten, von einem Gelehrten ſehr viel erfordert werde, hat, wenn man es genau unterſucht, gemeiniglich nur eine Beziehung auf die Modewiſſenſchaften. Denn diejenigen, ſo dieſe Ermahnung einem jungen Menſchen ertheilen, haben vielleicht die Wiſſenſchaften im Sinne, die Sie erlernet, ehe ſie ſich zur Modewiſſenſchaft einweihen laſſen, und deren Erlernung ſie aus Mangel richtiger Kenntniß der Welt ebenfalls für nothwendig halten. Dieſer junge Menſch aber, der gerades Weges auf die Modewiſſenſchaften losgeht, ohne ſich um andere Wiſſenſchaften zu bekümmern, wird gar bald aus eigner Empfindung ſich verſichern, daß, um ſein Glück zu machen, man in unſern Tagen, weit weniger Gelehrſamkeit brauche, als vor hundert Jahren, wo man andere Ideen und andere Moden hatte.

Hier wäre vielleicht der Ort zu unterſuchen, wie viel man in unſern erleuchteten Zeiten Gelehrſamkeit nöthig hätte, um gelehrt

zu

zu seyn, oder zu scheinen. Ich fühle aber, daß ich zu dieser Arbeit zu schwach bin. Es gehört dazu mehr Kenntniß der Welt, als Leute, die sich in meiner Lage befinden, sich erwerben können. Die Gelehrten machen in der bürgerlichen Gesellschaft eine besondere Classe aus, die in manchen Städten bloß darum bekannt sind, weil sie andere Handthierung treiben als die Kaufleute und Bierbürger, und vor diesen den Vorzug haben. Freylich findet man unter diesen Gelehrten viele, welche sehr eingeschränkte Kenntnisse haben, und welche zwischen würklich grossen Gelehrten und den Ungelehrten eben die Stufe in der Leiter der Kreaturen ausmachen, als der Orang-outang zwischen den vierfüssigen Thieren und den Menschen. Inzwischen ist doch die Forderung an alle und jede, die sich den Wissenschaften widmen, zu groß, wenn man von ihnen ohne Unterschied verlangt, daß sie sich gleiche Grade erwerben sollen. Es giebt gewisse Aemter, so nach der bürgerlichen Verfassung, mit sogenannten Gelehrten besetzt werden müssen, in welchen aber ein wahrer und großer Gelehrter sich eben so geberden würde,

würde, als ein Brutus in der Baſtille. Ich ſage nicht, daß es unmöglich wäre, aus allen denen ſo ſich den Wiſſenſchaften widmen, gleichgroſſe Gelehrte zu machen. Allein alsdenn müßte die Erziehung der Jugend anders eingerichtet, und gewiſſen Aeltern die Macht benommen ſeyn, ihre Kinder zum Studieren wie zum Galeeren zu verdammen. Hätten wir ſodann Gelehrte von gleichgroſſen Kenntniſſen, ſo würde auch die Schaam wegfallen, ein Amt anzunehmen, das ſonſt mancher anjetzo unter ſeiner Würde betrachtet. Es iſt kein Zweifel, daß auf dieſen Fall alle Aemter, auch die geringſten nicht ausgenommen, beſſer verwaltet würden.

Ueber die Gottesgelahrheit.

Wir haben zwar unendlich viel Gegenſtände, an denen wir das Verderben des menſchlichen Herzens und Verſtandes, überzeugend gewahr werden: ich glaube aber, daß uns nichts ſtärker davon überführen kann, als diejenige Wiſſenſchaft, ſo uns unter den Namen Theologie ſyſtematiſch vorgetragen wird.

wird. Ich mag mir die Lehre von Gott und den ihr schuldigen Pflichten, nach dem Licht der Natur oder nach der Offenbarung vorstellen; so empfinde ich, daß zu meiner wahren Wohlfart in diesem und einem künftigen Leben, ein sehr kurzer Unterricht hinreiche. Ich will hierdurch nicht die Systeme der Theologie in unsern Tagen überflüßig oder unnöthig machen. Nicht die Erfinder dieser Systeme, sondern die so mannichfaltigen Irrthümer des Herzens und Verstandes sind Schuld daran, daß dasjenige, was wir füglich hätten entbehren können, nunmehro schlechterdings nothwendig worden.

Wir wissen, daß die Offenbarung unserer heiligen Pflichten gleich mit Erschaffung der Welt da gewesen ist, daß sie in der Folge immer fortgepflanzt, von Zeit zu Zeit von neuen ertheilt und bestätiget und bis auf unsere Zeiten erhalten worden. Wir haben noch eben die heiligen Bücher unserer ältesten Vorfahren; wir wissen, daß kein Wort davon verloren gegangen oder verändert worden: wir empfinden, oder können wenigstens empfinden, und uns davon täglich überzeugen, daß in diesen Büchern alle die Pflichten, die

wir

wir gegen Gott, gegen unſern Nächſten und gegen uns ſelbſt beobachten ſollen, und mit einem Wort, alles was unſere zeitliche und ewige Glückſeligkeit befördert, ſo deutlich, ſo faßlich, ſo beſtimmt vorgeſchrieben ſey: Und doch hat die Thorheit, oder deutlicher zu reden, die Bosheit eine Decke gefunden, dieſes ſo helle Licht darunter zu verbergen, und ſeinen Schein zu ſchwächen. Man machte Einwürfe, Verdrehungen und alle Mißbräuche, die nur ein von böſen Herzen geleiteter Verſtand erdenken kann. Hier mußten alſo Männer entſtehen, welche die Reinigkeit der Religion retteten, die Einwürfe widerlegten, die falſchen Verdrehungen entdeckten, ihre Blöße zeigten, die vielen heimlich und öffentlich eingeſchlichenen Mißbräuche abſchafften, und den Feinden des wahren Glaubens Mauern entgegen ſtellten, die ſie nicht einzureißen vermochten. Niemand, als ein muthwilliger oder boshafter Feind der Wahrheit, kann dieſe Arbeiten vor überflüſſig halten; ja er muß es vielmehr denenjenigen Dank wiſſen, die ihm die Waffen in die Hand gegeben, die Feinde ſeines Glaubens zu beſtreiten und zu überwinden.

Dadurch

Dadurch aber iſt freylich nothwendig oder zufällig die Folge entſtanden, daß unſere theologiſche Syſteme ſo weitläuftig, und für denjenigen, den ſeine Beſtimmung nicht zu deren Erlernung treibt, etwas verwickelt werden; So daß ein Muſelmann, welcher in allen ganz andern Religionen und Secten unterrichtet worden, lange Zeit zweifelhaft bleiben müßte, bey welcher er die Wahrheit zu finden, Hoffnung habe. Denn daß derjenige, der in einer Religion geboren und erzogen worden, die ſelbige vor wahr hält, als die übrigen, iſt kein Wunder; indem uns die Erfahrung lehrt, daß wir die Eindrücke zu feſt behalten und ſchwer oder gar nicht in uns vertilgen laſſen, die uns von der erſten Kindheit an eingeprägt worden. Aber wie ſoll ein Dritter, der zu dem allen nichts weiß, ein richtiges Urtheil fällen, ohne Furcht zu irren?

Es wäre vergebens, ſich bey einer Betrachtung über eine Sache länger aufzuhalten, die, nach unſerer jetzigen Lage, wir mögen davon denken, was wir wollen, nicht anders ſeyn kann, als wie ſie iſt. Muß einem jeden rechtſchaffnen Manne daran gele-

gen

gen seyn, sich von seiner Religion gegründet überzeugen zu können: Hat diese seine Religion von jeher Feinde gehabt, welche ihre Anhänger wankend machen, oder gar der Irrthümer überführen wollen: So muß er sich auch die zu seinem Unterricht gefertigten Systeme gefallen lassen, und ihren Urhebern danken.

So wenig ich aber gegenwärtig beurtheilen will, ob die theologischen Systeme just so und nicht anders eingerichtet werden können und müssen: So sehr bin ich überzeugt, und ein jeder rechtschaffen denkender Gottesgelehrte wird mit mir einstimmig seyn, daß gleichwie, um christlich zu leben und seilig zu sterben, man eben kein System auswendig zu lernen braucht, also auch man ein ehrlicher Mann und guter Christ seyn kann, wenn man gleich nicht alles so eigentlich und pünctlich annimmt, was in diesen Systemen enthalten ist. Bey dem ersten Punct befürchte ich um so weniger Widerspruch, da selbst große Gottesgelehrte den Predigern anrathen, ihren Gemeinden auf der Canzel nicht solche Lehren vorzutragen, die eigentlich auf den Catheder gehören und ohne den ganzen Zusammenhang des Systems, zumal in einer

Gemein-

Gemeinde, wo die Zuhörer zum Theil von geringer Fähigkeit sind, nicht vollkommen deutlich verstanden werden können. Ueber den andern Punct aber muß ich mich deutlicher erklären, wenn ich alle falsche Auslegung meiner Gedanken verhüten will. Die in jedem System enthaltenen Grundwahrheiten, die nämlich unmittelbar aus den Büchern der Offenbarung genommen sind, dürfen von niemand, der sich zu einer gewissen Religion bekennt, in Zweifel gezogen werden. Denn sonst würde weder die Religion noch das System auf seine Grundsätze passen. Da aber eine jede Religion gewisse menschliche Glaubensbücher hat, und aus diesen eine und andere Bemerkungen, Schlüsse und Bestätigungen in das System aufgenommen worden, so stehet, nach meiner Meynung, einem jeden denkenden Menschen die Untersuchung frey, ob auch die Verfasser jener Bücher allemal, und nach Beschaffenheit aller und jeder mehr oder weniger aufgeklärten Zeiten, richtig gedacht haben. Menschliche Meynungen und Grundsätze sind so lange einer Veränderung unterworfen, bis in dieser Welt ein Mensch erscheinen wird, der in allen den

Eigenſchaften und Verhältniſſen eines natürlichen Menſchen, ſo wie ein jeder unter uns iſt, ganz und gar nicht irren kann. Die Freyheit zu denken iſt mit dieſer Unterſuchung ſo ſehr verwebt, daß man die eine nicht verbieten kann, ohne die andere gänzlich aufzuheben. Und in dieſem Betracht, hat ein theologiſches Syſtem nichts vor einem andern Buche voraus, daß ich nicht eben ſo gut bey erſterm als bey dem letztern urtheilen ſollte, ob die darinnen entdeckten Wahrheiten meinem Verſtande durchgehends begreiflich ſind, oder nicht.

Ich weiß nicht, ob ich in dieſen meinen Betrachtungen verſchiedene Gottesgelehrten zu Geſellſchaftern habe, die durch ihre angeſtellten und öffentlich bekannt gemachten Unterſuchungen verſchiedene Lehrſätze in den bisherigen Syſtemen unkräftig und überflüſſig machen. Inzwiſchen muß ich doch bekennen, daß ich unter gleichen Verhältniſſen und Fähigkeiten, nicht ſo weit gehen würde, als einige von ihnen gegangen ſind. Ich fürchte ſehr, daß die Ehre, ſich ihren Mitbürgern als beſonders ſcharfſinnige Geiſter zu zeigen, eine größere Lockſpeiſe vor ſie geweſen,

ſen, als die Liebe zur Wahrheit. Es giebt in einer ſo gemeinnützigen Wiſſenſchaft, als die Theologie iſt, viele Sätze, die ſich beſſer denken als ſchreiben laſſen, zumal ſo lange man noch nicht die Stärke, das Anſehen und den Beruf eines Reformators hat. Bey dergleichen Unterſuchungen kommen ſo zärtliche Fragen vor, deren Beantwortungen nicht ein jeder verdauen kann, indem die meiſten zu ſchwach ſind, den Umfang dieſer Fragen und die aus ihrer Beantwortung entſtehenden Folgen vollkommen deutlich einzuſehen. Es iſt wahr, ein alter Irrthum wird dadurch nicht weniger Irrthum, weil er alt iſt. Iſt er aber zu ſtark eingewurzelt, ſo muß man alle Behutſamkeit anwenden, ihn auszurotten, damit man nicht zugleich die nicht daran ſtoßende Wurzel der Wahrheit mit heraus reißt. Zudem iſt auch die Befeſtigung eines Irrthums allemal weit leichter, als die Befeſtigung einer an ſeine Stelle tretenden Wahrheit. Ein akademiſcher Lehrer hat hiebey die gröſte Behutſamkeit und Klugheit nöthig, da ſeine Zuhörer nicht durchgehends gleiche Fähigkeit haben, ihn gründlich im Zuſammenhange und in der Stärke zu faſſen, wie

ſich ihm ſeine Gedanken vorſtellen. Begreifen nun dieſe ſeine Zuhörer bloß die Reſultate von ſeinen Sätzen, und können ſie dieſe aus Mangel der hiezu erforderlichen Wiſſenſchaften nicht vollſtändig einſehen, ſo ſendet er eine Menge Papageyen in die Welt, die blos das auswendig gelernte nachbeten, und ſchon dadurch Irrthümer ausbreiten, weil ſie ihre Meynungen, nicht wie ihr Hermes Triſmegiſtus, beweiſen können.

Es iſt eine lobenswürdige Bemühung, aus der Religion und den Syſtemen, alle ſolche Sätze auszumerzen, worüber der Zweifler ſpotten kann. Allein man ſollte doch nicht etwas für Unkraut halten, was noch kein Zweifler dafür angeſehen hat; ſonſt läuft man in der That Gefahr, mit dem Unkraut auch den Weitzen zu verbrennen. Wenn der Gottesgelehrte die Bäume ſo ſtark beſchneidet, was ſoll der ſich abhalten laſſen, welcher ohnedieß den ganzen Weinberg zu zerſtören bemüht iſt? Ein rechtſchaffner Mann verachtet allen Tadel, wenn er eine gute Abſicht erreichen und ſeine Mitbürger erleuchten kann. Er wird ſich aber doch nicht gern

muth-

muthwillig dieſer Gefahr ausſetzen, wenn noch ein ungegründeter Zweifel übrig bleibt; ob auch ſeine Abſicht würklich ſo gut ſey, als er ſich und andere überreden will. Allzugewagte Neuerungen geſchehen ſelten, oder auch wohl gar nicht, mit kaltem Blut. Wenigſtens iſt die Ueberzeugung ſehr ſchwer, daß man dabey keinen andern Endzweck gehabt, als ſich und andere zu unterrichten. Das Compliment an den Leſer iſt zwar ſehr gewöhnlich, daß man lange Zeit anſtände, ſeine Meynung öffentlich bekannt zu machen; daß man ſie gründlich durchdacht und reiflich erwogen habe: Aber beweiſet uns alle die Gewohnheit, daß alles dieſes weiter nichts, als der gewöhnliche Styl einer Vorrede ſey? Man ſagt auch wohl, daß man ſeine Gedanken ſeinen Freunden mitgetheilt habe, und dieſe uns faſt angerathen, mit unſerer Entdeckung die Welt zu beſchenken. Man ſagt uns aber nicht, wer dieſe Freunde ſind, und ob ſie auch richtig urtheilen können. Ein gewiſſer Gottesgelehrter verfuhr hierinnen offenherziger, wenn er ſeine zuſammengetragenen Meynungen einer ganzen Facultät, öffentlich zur Prüfung übergab, ohngeachtet er ſich

freylich den Beſcheid zum Voraus ſelbſt machen konnte.

Wenn man aus der Menge der Bücher, die in und über eine Wiſſenſchaft geſchrieben werden, auf ihren guten und blühenden Zuſtand richtig ſchlieſſen könnte, ſo müßte ein jeder, der unſere Meß Catalogen zu Geſichte bekommt, uns Deutſchen zu ſo vielen vortrefflichen Predigern Glück wünſchen. Ich fürchte aber ſehr, daß vor dem Auge des Kenners dieſer Schimmer verſchwindet. Haben wir würklich erbauliche und groſſe Prediger, die uns durch ihren mündlichen und ſchriftlichen Vortrag erbauen; ſo haben wir ſicherlich eine weit gröſſere Anzahl, die außer ihrem äußerlichen Beruf keine andere gegründete Urſachen anzuführen haben, warum ſie Prediger werden. Der rühmliche Entſchluß, wodurch jene ihre geiſtreiche Predigten uns gedruckt geliefert, und das Verdienſt, das ſie ſich dadurch erworben haben, hat auch zum Unglück die letztern verleitet, gegen uns ihre Einfälle auszukramen. Und es iſt zur Mode worden, Predigten drucken zu laſſen, ſo wie ſich auch aus Liebe zur Mode Käufer finden.

Die

Die gesunde Vernunft hat schon längst den Wunsch erregt, daß auch Prediger ihren Vortrag so bilden möchten, daß der gute Geschmack nicht beständig in die Nothwendigkeit gesetzt werden möchte, ein verdammendes Urtheil zu fällen. Ich wundre mich nicht, daß dieses Urtheil noch so viele Widersprüche findet, weil alle Bemühungen unserer Weltweisen den guten Geschmack noch nicht allgemein machen können. Diejenigen Prediger aber, welche am meisten wider diese Anforderungen eifern, werden meiner Wahrheitsliebe verzeihen, wenn ich ihnen frey sage, daß sie durch allen Eifer weiter nichts bewürken, als, um mich auf das gelindeste auszudrücken, ihre Gemüthsblöße zu bedecken.

Ich bin von der Kraft des göttlichen Wortes vielleicht so lebhaft überzeugt, als derjenige, so mir solches in einer geschmacklosen Predigt begreiflich machen will. So lange ich aber nach allen Regeln der Theologie annehmen kann, daß die Wahrheit des Evangeliums in unsern Tagen durch keine Wunder mehr bestätiget werde, so lange muß mir frey stehen, eine Predigt, die meine Seele von aller Empfindung dieser großen Wahr-

heiten leer läßt, als ein Geſchwätz anzuſehen. Vergebens beruft man ſich auf die Beyſpiele der Apoſtel, welche zuerſt die Grundſätze des Chriſtenthums den Völkern verkündigten. Ich antworte getroſt: Ahmet ihnen nach, die ihr eure Gemeinden durch eure Predigten erbauen wollt. Betrachtet das natürliche, das deutliche in ihrem Ausdruck, welcher faßlich iſt, ohne pöbelhaft zu ſeyn. Bemerket die Bündigkeit ihrer Beweiſe, und das überzeugende ihrer Gründe. Und lernt endlich, daß kein vernünftiger Mann von euch den prächtigen Schmuck der Worte, der ohnedieß in einer Predigt gemeiniglich Bombaſt wird, ſondern die Rede verlangt, die ſich durch natürliche Schönheiten erhebt und auszeichnet. Folget dem verehrungswürdigen Beyſpiele jenes großen Mannes, dem ihr das wahre Licht in der Religion zu verdanken habt, und erwäget, daß Luther in ſeinen Predigten den Geſchmack des ſechzehnten Jahrhunderts zeigte, und darinnen ſo wie in der deutſchen Sprache überhaupt, die noch etwas roben Sitten ſeiner Zeit ausgenommen, unſer Muſter zu werden verdient. So wie er aber ſicher die Ueberzeugung verhindert, oder

man ihn vielleicht gar nicht verſtanden hätte, wenn er auf eine gezwungne Weiſe die Sprache des dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderts redete; So weiß ich nicht, was unſre Prediger für einen Grund vor ſich haben, wenn ſie in ihren Predigten eine Nachläßigkeit zeigen, die ein Luther unſerer Zeiten nothwendig verdammen muß. Die Schuldigkeit, das Wort Gottes lauter und rein zu predigen, berechtiget den Prediger zu keinen Carricaturen. Und ich bin überzeugt, daß ſie Himmel und Erde bewegen würden, wenn man ihnen aufbürden wollte, die Bärte nach dem Gebrauch derjenigen Zeiten zu tragen, aus welchen ſie die Muſter zu ihrer Beredſamkeit aus Unverſtand herholen.

Ich habe bereits genug geſagt, um mich von dem Verdachte der Ketzerey zu befreyen, mit welchem Titel ohnedieß diejenigen ſehr freygebig ſind, deren Blöße ich aufdecken wollen. Ja, ich habe ſogar, wie mich däucht, den Forderungen vorgebeuget, die andere Vorſchriften für einen Prediger an einem Hofe, in einer Stadt und auf dem Lande verlangen. Sind ſie alle gleich verbunden, in ihrem Vortrag, Ordnung, Bündigkeit, und

natürliche Schönheit anzuwenden, und bey ihren Entwürfen zu denken; so sehe ich eben nicht ein, warum es nöthig seyn sollte, diese Vorschriften nach der Verschiedenheit der Subjecte einzurichten. Der wesentliche Unterschied liegt allenfalls blos in den vorzutragenden Wahrheiten selbst, wobey freylich der Prediger, nach der Beschaffenheit seiner Zuhörer, mit Klugheit zu verfahren verbunden ist. Diese Klugheit in der Auswahl der Religionswahrheiten überhaupt genommen, ist um so viel nöthiger, indem viele derselben nicht zu dem Vortrag in einer Predigt bestimmt sind, zumal wenn sie menschliche Auslegungen und Meynungen zulassen, ohne den Grund des Christenthums umzustoßen. Da es in dergleichen Fällen dem Prediger nicht möglich ist, alle und jede seiner Zuhörer von dem Zusammenhang seiner Beweise gleich stark zu überzeugen; so ist es Pflicht, sie in gewissen Puncten lieber unwissend zu lassen, als zu Zweifeln und Irrthümern zu verleiten.

Ueber die Rechtsgelehrſamkeit.

Die Geſchichte der Rechtsgelehrſamkeit im Ganzen genommen, iſt ohnſtreitig noch nicht vollſtändig genug bearbeitet. Von der Römiſchen haben wir die beſte, von der Deutſchen, und vielleicht noch einigen andern, eine hinlängliche Geſchichte. Wie aber alle, und beſonders die alten Völker, dieſe Wiſſenſchaft betrieben; was zu dieſem oder jenem Geſetze bey ihnen Gelegenheit gegeben: was ſie ſelbſt ſich für Geſetze gemacht, oder von andern Nationen entlehnet: wie die Gerechtigkeit bey ihnen verwaltet worden, davon finden ſich noch gar ſehr viele Lücken in unſerm Wiſſen. Inzwiſchen iſt nicht zu leugnen, daß eine ſolche Unterſuchung für einen eigentlichen Juriſten von geringerm Nutzen ſey, als für einen Philoſophen, in ſo fern man dieſe beyde Art Menſchen voneinander trennen kann, welches freylich nicht zu allen Zeiten angehe. Inzwiſchen, da ich mich mit Gegenſtänden beſchäfftigen will, die in unſern Zeiten vorhanden ſind, ſo werde ich blos über die Jurisprudenz

prudenz, meine Betrachtungen anſtellen, die wir gegenwärtig haben.

Dieſer ihre Schickſale ſind bekannt, und man weiß, wie ſie ſich durch Unwiſſenheit und Dummheit durcharbeiten müſſen, ehe ſie zu der jetzigen Form gebildet worden. Cujaz war unſtreitig in der Jurisprudenz das, was Luther in der Religion war. Da man einmal das Juſtinianiſche Geſetzbuch angenommen hatte, ſo war es äuſſerſt nothwendig, es von den Flecken zu reinigen, womit es von den Gloſſatoren ſo ängſtlich witzig beſudelt worden. Wir Deutſchen waren dieſer Flecken ſo gewohnt, daß wir uns ziemlich ſpät zu dieſer mühſamen Reinigung verſtanden. Vielleicht waren wir von der Mutter Natur beſtimmt, alles phantaſtiſche der Ausländer allzugeſchwind, ihr gutes aber mit einer allzubedächtigen Langſamkeit nachzuahmen. Inzwiſchen legten wir doch auch Hand ans Werk, und man muß, wenn man nicht augenſcheinlich partheyiſch ſeyn will, geſtehen, daß wir unſere Vorgänger nicht nur erreicht, ſondern auch darinnen übertroffen haben, daß wir das Mittel gefunden, die ſogenannte elegante Jurisprudenz gemeinnützigen zu machen. Cujaz und ſeine

Schüler

Schüler gönnten die Ehre einer gründlichen Bearbeitung blos der römiſchen Jurisprudenz. Die Deutſchen hingegen lernten durch die Nachahmung dieſer Muſter auch zugleich die Mittel kennen, ſich um die vaterländiſche Rechtslehre verdient zu machen, und wir ſind nunmehr im Stande, beyde Rechtswiſſenſchaften nach Grundſätzen zu lernen, zu verbinden und zu beurtheilen, wenn wir nämlich wollen.

Es iſt wahre Schande, daß man in unſern, ſo Gott will, erleuchteten Zeiten, ſo bekannte Dinge noch wiederholen muß, und daß wir eine Bahn verlaſſen wollen, die uns unſere Vorfahren ſo mühſam und richtig vorgezeichnet haben. Diejenigen, ſo keine Juriſten ſind, und als ſogenannte Gelehrte hievon widrige Urtheile fällen, vergeſſen den groſſen Dienſt, den die Aufklärung der eleganten Jurisprudenz, der Philologie, der Kritik, den Alterthümern und der Geſchichte dadurch aber auch zugleich andern Wiſſenſchaften geleiſtet hat, und handeln entweder unwiſſend oder undankbar. Bey würklichen Juriſten aber rächt ſich die Vernachläſſigung dieſer Litteratur weit empfindlicher durch den Mangel

an

an Gründlichkeit in ihrer Wiſſenſchaft, woher denn die unausbleibliche Folge entſtehet, daß die Gerichtshöfe mit dem Geſchrey ſo vieler Schwätzer erfüllt werden. Vor einen ächten Kenner der Rechtslehre kann nichts ekelhafter ſeyn, als wenn er den Practiker ſeinen Fall durch eine Stelle aus den Pandecten oder dem Codex beſtärken ſieht, an den weder der Juriſt noch der Kaiſer gedacht hat. Die gegründeten Anmerkungen, daß man den Rath, die Cautel, die Antwort eines Juriſten auf die vorgelegte Frage, die Reſcripte und Decrete der Kaiſer niemals allgemein annehmen müſſe; daß viele Stellen aus den alten Juriſten in die Pandecten eingeſchaltet worden, die nach den ſpätern Geſetzen der Kaiſer ihren Gebrauch verlohren: daß man dieſe Stellen nicht verſtehen könne, ohne von der Verfaſſung des römiſchen Volkes zu der Zeit, als die alten Juriſten gelebt, vollkommen unterrichtet zu ſeyn: Alles dieſes ſind verachtete Erinnerungen vor einen heutigen Juriſten, der ſeinen Endzweck vollkommen erreicht zu haben glaubt, wenn man ihn für einen Advocaten hält. Alles dieſes ſind die unglücklichen Folgen des ſogenannten Uſus moderni,

und

und der unvernünftigen Trennung der Theorie von der Praxis; als ob eine vernünftige Theorie möglich sey, die nicht anwendbar werden könne. Der Grund davon liegt gemeiniglich darinnen, daß man seinen Kindern nicht zeitig genug mit philosophischen Kenntnissen aufzuklären gesucht hat: und kömmt es in einer für einen Gelehrten unanständigen Ungeduld, so geschwind als möglich, aus der Zahl der Schüler zu treten, und, wie man bey uns zu sagen pflegt, fertig zu werden. Bedächte man aber, daß wir von unsern ersten Jugendjahren so viele Einschränkungen zu leiden haben, die sich der Mensch in reifern und in männlichern Jahren entfernt, so würde man nicht den Vortrag eines Lehrers gedrückend finden, der dem angehenden Gelehrten auch, seinen practischen Verstand vorbereitet. Freylich ist der Vortrag eines Lehrers, der, wie man rühmt, in seinem Vortrag Theorie und Praxis verbindet, weit leichter: Der studierende aber soll sich, von Rechtswegen, nicht das leichtere, sondern das gründlichere zum Augenmerk nehmen. Es ist wahr, daß die meisten jungen Leute wegen ihrer Umstände genöthigt werden, ihre akademischen Studien mit

mit drey Jahren zu ſchlüſſen. Und dieſe haben ſogleich den Vorwand in Bereitſchaft, daß dieſe Zeit zu kurz ſey, um eine Wiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange zu erlernen. Ich fürchte aber ſehr, daß dieſer Vorwand bey den meiſten nur zur Beſchönigung ihrer Faulheit angewendet werde. Die Akademien ſind nicht dazu beſtimmt, uns zu Gelehrten zu machen, ſondern uns die Mittel anzuzeigen, es in künftigen Zeiten durch Fleiß und Nachdenken zu werden. Der Lehrer unterrichtet uns blos in den Grundſätzen der Wiſſenſchaft und lernt uns die Fächer kennen, die wir mit der Zeit ausfüllen müſſen. Hiezu aber iſt in der That nicht ſowohl eine lange Reihe von Jahren, ſondern nur eine kluge Eintheilung der Zeit nöthig: und wenn man bedenkt, daß wir die Akademien in ſolchen Jahren beſuchen, wo unſre Körper munter und ſtark, und alſo die Eindrücke in unſern Seelen lebhaft ſind: wenn man ferner billig voraus ſetzen muß, daß wir von Schulen ſolche Kenntniſſe mitbringen ſollen, die uns zu Erlernung höherer Wiſſenſchaften fähig machen; ſo bedarf es wahrlich keiner groſſen Ueberlegung, um einzuſehen, daß der Studirende in der Einſchränkung

ſchränkung ſeiner akademiſchen Jahre eine ſehr elende Zuflucht für ſeine Unwiſſenheit ſucht.

Die Einſicht in die Unvollkommenheit der gangbaren Geſetze hat vor einiger Zeit einer andern Methode die Rechtsgelehrſamkeit vorzutragen, ihren Urſprung gegeben. Man muß, ſagt man im Anfange erwägen, was das Recht der Natur in dieſem oder jenem Falle verſchreibt; ſodann zu den poſitiven Geſetzen übergehen, und in Vergleichung beyder Rechte die Gründe zur Entſcheidung dieſes oder jenes ſtreitigen Falles, den die Geſetze nicht beſonders entſcheiden, ſondern wo die Entſcheidung nur durch Schlüſſe herausgebracht werden ſoll, ſuchen. Ich will dieſe Bemühung eben nicht verwerfen, ich zweifle aber ſehr, daß ſie bey einem lernenden oder ausübenden Juriſten von groſſem Nutzen ſeyn könne. Die Zeiten ſcheinen ziemlich vorbey zu ſeyn, wo man nur ſolche poſitive Geſetze kannte, die mit dem Recht der Natur in ihren Grundſätzen auf das genaueſte übereinſtimmten, und wegen ihrer Simplicität nur das angewendete Recht der Natur auf ein Volk waren, das eine bürgerliche Verfaſſung angenommen hatte. Das Verhältniß unſerer Staaten gegen ein-

ander hat ſich ſeit einigen Jahrhunderten, ſo wie ihre Verfaſſung und Regierungsform gar merklich verändert. Käme es darauf an, neue Geſetze zu geben, ſo würde man jene gute alte Gewohnheit und den Unterricht, der uns darauf leitet, gar wohl anwenden können. Man dürfte nur zu dem natürlichen Geſetze gerade ſo viel hinzu thun, als die Verfaſſung und der Wohlſtand dieſes oder jenes beſondern Volkes erfordert. Gegenwärtig aber, da verſchiedene neue Geſetze nach gewiſſen ſchnell oder langſam ſich ereignenden Bedürfniſſen, und zuweilen auſſer dem Zuſammenhange mit andern Geſetzen gemacht werden, ſo weiß ich nicht, was man ſich bey Auslegung oder Anwendung ſolcher Geſetze von dem natürlichen Rechte für einen ſonderlichen Nutzen verſprechen kann. Will man dieſe Methode blos dazu anwenden, um ſich gründliche Kenntniſſe zu erwerben, um über die Geſetze mit dem Geiſt eines Montesquieu urtheilen zu können; ſo iſt es eine rühmliche Beſchäfftigung. Ein Stück Acten aber hiernach behandeln zu wollen, wäre in der That eine vergebliche Bemühung, und könnte höchſtens nur in zweifelhaften Fällen, die ſich

aber

aber faſt nicht ereignen können, mit einigem Nutzen unternommen werden. Wir haben in dieſer Materie bereits eine nicht geringe Anzahl guter und ſchlechter Schriften. Da ſie aber mehr vor die geſetzgebende als richterliche Gewalt geſchrieben werden, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn ſie weder von den Advocaten noch von den Urtheilverfaſſern angezogen werden. Auf dem Katheder raiſonniren wir über die Geſetze, und hier ſprechen wir nach den Geſetzen. Jene iſt ein ſeltſamer Grundling ſehr paſſend. Dieſen gelten billig alle diejenigen bedenklich, welche in Gerichtsſtühlen Verbeſſerungen machen wollen, ohne die geſetzgebende Gewalt zu befragen.

Man hat es hundertmal geſagt, und wird es noch hundertmal wiederholen, daß wir ordentliche Geſetzbücher haben ſollten. Warum dieſe Stimme nur in die Wüſten erſchallt weiß ich nicht. Inzwiſchen klagen alle policirte heutige Nationen über dieſen Mangel, und die Verwirrung in ihrer Rechtswiſſenſchaft, und laſſen alle diejenigen Völker, ſo ſie Barbaren nennen, weit hinter ſich. Mir iſt in der Geſchichte der alten Zeiten kein policirtes Volk bekannt, das ſich nicht rühmen

können, ein eignes mündliches oder geſchrie-
benes Geſetzbuch zu haben. So viel iſt zwar
gewiß, daß bey einer Nation, die ſich mehr
und mehr von ihrem erſten Urſprung entfern-
te, neue Bedürfniſſe empfand, und andere
Verhältniſſe und Verfaſſung bekam, ſich die
Anzahl der Geſetze vermehren mußte. Es
blieben aber immer einheimiſche Geſetze, die
an einem gewiſſen öffentlichen Ort geſamm-
let, und aufbehalten wurden. Daß zu dem
Zeitpuncte, wo man die Pandecten fand, und
in die Gerichtsſtühle einführte, die Liebe oder
der Enthuſiasmus zu dem römiſchen Recht
ſich ſo allgemein und geſchwind verbreitete,
war kein Wunder, indem es erſtlich etwas
Neues, und vor viele Perſonen ſchmeichelhaf-
tes war; und zweytens man bey den alten
Juriſten ſolche Betrachtungen fand, wozu
man ſich zu ſchwach fühlte, ſie ſelbſt zu ma-
chen. Vielleicht trugen auch die damaligen
Fürſten das ihrige dazu bey, indem ſie da-
durch glaubten der Mühe überhoben zu ſeyn,
ihre Unterthanen mit eignen Geſetzen zu ver-
ſorgen. Unterdeſſen ſind dieſe Zeiten vorbey,
und man hat Muße genug gehabt, den Werth
des römiſchen und vaterländiſchen Rechts zu

beſtim-

beſtimmen, um zu urtheilen, in wie fern ſich unſere heutige Verfaſſung und Bedürfniſſe damit vertragen. Man hat den Vorſchlag gethan, vor ganz Deutſchland ein allgemeines Geſetzbuch zu entwerfen. Dieſer Vorſchlag wäre vielleicht zu den Zeiten Carl des Großen vortrefflich geweſen. Allein gegenwärtig, da das Intereſſe der deutſchen Staaten ſo viele verſchiedene Wendungen erhalten, zweifle ich, daß er glücklich ausgeführt werden könne. In gewiſſen Fällen wäre es noch möglich, im Ganzen aber ſicherlich nicht. Und dieſes würde ſich am zuverläſſigſten offenbaren, wenn ein jeder Beherrſcher dieſer Staaten, ein dem Zuſtand ſeiner Unterthanen gemäßes Geſetzbuch entwerfen ließe, die man ſodann untereinander vergleichen, und daraus lernen könnte, daß was in einem Staat ſchwarz iſt, im andern weiß ſeyn müßte.

Unterdeſſen da man in unſern Tagen bey Abfaſſung der Geſetze, das wahre Intereſſe des Volkes nicht mehr ſogar genau in Acht zu nehmen pflegt, und man mehr bemüht iſt, eine Nation ruhig als glücklich zu machen; ſo kann die Verfaſſung eines allgemeinen Geſetzbuchs vor ganz Deutſchland nicht unmöglich

seyn. Es würden sich vielleicht gewisse Umstände entgegen stellen, die eine und die andere allgemeine Verfügung unkräftig zu machen schienen. Allein wenn ich einmal voraus sehe, daß es in den Augen des Gesetzgebers genug ist, den Unterthanen gemessene Vorschriften zu ertheilen, wie sie als Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft handeln sollen und müssen; so ist nichts leichter, als sich über diese lokale Umstände wegzusetzen. Die Verfasser eines solchen Gesetzbuchs könnten es auch in vielen Stücken ohne Bedenken thun, da viele dieser lokalen Umstände Grillen sind, die auch den weisesten Gesetzen Hindernisse in Weg legen. Man ist dieses in Deutschland ohnedieß schon gewohnt, und es gereicht uns zur wahren Schande, daß z. B. ein so heilsames Gesetze, als wider die Mißbräuche bey den Handwerkern gegeben worden, noch bis diese Stunde nicht an allen Orten und Gegenden zur vollkommenen Ausübung gebracht werden können. Wenn dieser oder jener deutsche Staat solche Grillen fallen ließe, wenn man eingebildete Vorrechte dem grosen und wirklichen Nutzen ein allgemeines Gesetzbuch zu haben, vorzöge; so wä-

re die Abfaſſung und Einführung deſſelben allerdings möglich. Allein wenn wird dieſer Zeitpunct erſcheinen?

Vor ein beſonderes Volk aber ein richtiges, deutſches, und vor alle verſtändliches Geſetzbuch zu entwerfen, hat, nach meiner Meynung, bey weitem nicht ſo viele Schwürigkeit, als man uns überreden will. Ein jedes Land hat doch gewiß eine Menge von ſeinem Fürſten und deſſen Vorfahren gegebener vortrefflichen Geſetze, wovon man zum Theil auch ſchon Sammlungen veranſtaltet hat. Viele darunter ſind freylich alt, und dürften auf unſern jetzigen Zuſtand nicht paſſen. Der Unterſucher dieſer Geſetze muß aber doch aus deren Zuſammenhaltung und Vergleichung ſich die Kenntniß von dem Geiſt dieſer Geſetze und ſeiner Nation abſtrahiren können. Mit dieſer Kenntniß bereichert, muß es ihm leicht werden, Vorſchläge zu entwerfen, die er dem Fürſten zur Genehmigung mit Ueberzeugung vortragen kann. Man muß mich nicht ſo verſtehen, daß ich dieſe Arbeit ſo leicht anſehe, als die Beſchäftigung eines Tanzmeiſters, der aus zweyhundert alten Cotillons ein paar Dutzend neue zuſammen drechſelt. Ich ken-

ne den Fleiß und Unterſuchungsgeiſt, den man auf die Fertigung eines Geſetzbuchs anwenden muß, zu genau, als daß ich den Federwiſch anrathen ſollte, wo man die Feile braucht. Ich will dadurch nur ſo viel ſagen, daß man die Beſchaffenheit eines ſolchen Geſetzbuchs in zu viele Forderungen und Umſtände verwickelt, und die Schwierigkeit ohne Noth gehäufet habe. Man darf nur bedenken, daß menſchliche Arbeiten niemals die höchſte Vollſtändigkeit erhalten können, ſo wird man die Idee der Vollkommenheit eines ſolchen Geſetzbuchs nicht zu einer vergeſtaltigen Höhe treiben, daß einem jeden, der ſich daran wagen will, dafür ſchwindelt. Man begnüge ſich mit allgemeinen Grundſätzen, ſuche ſo viel als möglich die Beſtimmung einzelner Fälle zu vermeiden, und überlaſſe die Entſcheidung und Anwendung dieſer Grundſätze auf einzelne Fälle dem Richter und Rechtsgelehrten, die doch gewiß bey dem allervollſtändigſten Geſetzbuche immer noch die Unterſuchung nöthig haben werden, ob ſich auch das Geſetz auf den vorgekommenen Fall anwenden laſſe oder nicht. Eben hierinnen fehlen, wie mir ſcheint, die meiſten Anweiſungen

gen zu Einrichtungen eines Geſetzbuches, ſo vortreflich auch die Grundſätze ſind, welche ihre Verfaſſer darinnen angezeigt haben. Ich fürchte immer, daß ſie ſich dabey eine Nation vorgeſtellt haben, wie ſie ſeyn ſollte, nicht aber wie ſie würklich iſt. Ein rohes Volk läßt ſich zwar durch die Geſetze bilden, die ihren Sitten und Vorurtheilen einen Zaum anlegen. Bey einem Volke aber, das durch ſeine Verfeinerung ſchon eine Menge Bedürfniſſe kennen gelernt, und ſchon eine gewiſſe Art von Verfaſſung angenommen hat, muß die geſetzgebende Macht ſich etwas paßiv verhalten, damit ſie nicht durch gänzliche Ausrottung eines Uebels, auch den Verluſt würklicher Güter befördert, wovon uns die Geſchichte verſchiedene Beyſpiele liefert.

Bey den Griechen waren beyſammen, ſo die Verwaltung des gemeinen Weſens hatten, zugleich auch Weltweiſe. So wie die Philoſophie ihre Gränze überhaupt anfieng, ſo verbreiteten zugleich die Geſchöpfe über ihre Philoſophie ein gemeines Licht, wodurch man ſie im Augenblick von einer bloßen Schulwiſſenſchaft unterſcheiden konnte. Dieſes gereichte freylich zu beſondern Vortheilen, die

ſich ſogar in den Geſetzen zeigten, welche nach ihrem Vorſchlag, oder auf ihre Veranlaſſung und Vermittelung gegeben wurden. Wir haben außer allem Zweifel, den Fehler begangen, daß wir aus den Philoſophen eine beſondere Gattung von Gelehrten gemacht ihre Wiſſenſchaft nach gewiſſen Leiſten zugeſchnitten, und ihr dadurch den Platz mehr auf dem Catheder, als im gemeinen Leben angewieſen haben. Inzwiſchen ſind doch zuweilen erleuchtete Genies erſchienen, welche die Sätze unſerer Rechtsgelahrheit, mit den Licht der Philoſophie beleuchtet, und durch ihre Bemerkungen wenigſtens ſo viel veranlaſſet, daß man über verſchiedene der üblichen Rechte, anders zu denken, und eine und andere Veränderungen zu machen, angefangen hat. Die Würkungen davon ſind zwar nicht ſo groß geweſen, daß ſie einem jeden in die Augen fallen können, ſie haben aber doch hin und wieder zu mehrerem Nachdenken Gelegenheit gegeben. Und derjenige, deſſen Pflicht es erfordert, den Geſetzen eine andere und beſtimmtere Form zu geben, wird ſich dieſer Unterſuchungen mit Nutzen bedienen.

Doch muß ich auch hier nicht den Mißbrauch verſchweigen, den man davon machen kann, wo nicht ſchon gemacht hat. Der Menſch iſt zu allen Zeiten durch das Neue gereizet worden, weil es ihn gemeiniglich überraſcht hat. Indem er in ſeinem Denken eingeſchränkt iſt, und die Reihe der Dinge, auf einmal, in ſeinen Begriffen nicht vollſtändig faſſen kann, inzwiſchen aber von Natur den Trieb hat, ſeine Kenntniſſe zu erweitern, ſtaunt er eine jede neue Entdeckung mit Verwunderung an, die ihn auf eine beſſere Erkenntniß der Wahrheit zu leiten verſpricht. Er empfindet eine Art von Entzückung klüger zu ſeyn als ſeine Väter, und in dieſem Taumel vermengt er das Wahrſcheinliche mit dem Wahren. Nur erſt nach dem Verlauf einiger Zeit, wenn das Neue ihm etwas bekannter, er ſelbſt aber ruhiger wird, iſt er erſt zu demjenigen kalten Nachdenken geſchickt, das den Werth oder Unwerth einer neuen Entdeckung beſtimmet. Junge Leute ſind allemal in dem erſten, und niemals, oder doch nur ſehr ſelten, in dem letzten Falle. Und es iſt daher zu wünſchen, daß man den angehenden Juriſten, von ſolchen Unterſuchungen

gen entfernen möge, welche in den üblichen Rechten blos das Fehlerhafte zeigen: geſetzt auch, daß ſolches mit aller philoſophiſchen Wahrheit geſchehen ſey. Nur alsdann, wenn er die Grundſätze ſeiner Wiſſenſchaft gehörig gefaßt hat, und ſein Verſtand in etwas reifer worden, iſt es Zeit, ihn mit Bemerkungen bekannt zu machen, die von ihren Verfaſſern zur Erleuchtung, und nicht zur Verwirrung der Menſchen, gemacht worden. Ehe man lernt, wie eine Sache ſeyn könnte, muß man erſt vollſtändig wiſſen, wie ſie iſt. Fängt man früher damit an, ſo iſt die Folge gewiß, daß ein ſolcher junger Juriſt, ſich für erleuchtet hält, und den Vortrag ſeines Lehrers, welcher ihm den Gang der üblichen Rechte zeiget, ekelhaft findet. Und wenn endlich dergleichen Leute die Akademien verlaſſen, und ihr vermeyntliches Licht im practiſchen Leben leuchten laſſen, ſo iſt es kein Wunder, wenn die Gerichtsſtuben und Richterſprüche mit Phantaſien erfüllt werden.

Die Arbeiten eines Beccaria, und der Nachbeter ſeiner Grundſätze, haben den menſchenfreundlichen Endzweck, den Richter aus einem grießgramigen Leuen, in ein geduldiges

Lamm

Lamm zu verwandeln. Ich will den Grund nicht tadeln, aus dem diese Betrachtungen genommen worden, die allerdings ein zärtliches und mitleidiges Herz verrathen. Die Anwendung dieser Grundsätze aber, erfordert alle Behutsamkeit. Ich werde mich in keine Widerlegung einlassen, da ich zu demjenigen ohnedieß nichts hinzu zu setzen weiß, was Mendelssohn in seinem Phädon, über diese Materie angemerket hat. Ich verabscheue alle Todesstrafen, welche dem Verbrecher den Tod doppelt oder dreyfach empfinden lassen. Ihre gänzliche Aufhebung aber, muß in einem jeden Staate nothwendig von sehr schädlichen Folgen seyn. Ich weiß auch nicht, ob diese Menschenfreunde practisch genug gedacht, und die ohnfehlbaren Folgen ihrer Grundsätze vor Augen gehabt haben. Das gewöhnlichste Verbrechen in einem Lande ist, wie die Erfahrung lehrt, der Diebstahl. Will man nun die in den Criminalgesetzen dafür bestimmte Todesstrafe aufheben, das Verbrechen aber selbst, wie billig, bestrafen; so bleibt nichts übrig, als Gefängniß, Zuchthaus, oder Festungsbau. Man darf aber nur eine gewisse Reihe von Jahren überdenken,

ken, ſo wird man gewiß finden, daß vor die Menge der Diebe theils nicht die Gefängniſſe und Zuchthäuſer zulangen werden, theils die Arbeit ermangelt, um dieſe Züchtlinge ſo zu beſchäfftigen, daß ſie dabey die Strafe ihres Verbrechens fühlen. Ja, ſo lange nicht dergleichen öffentliche Anſtalten aus den allgemeinen Landeseinkünften unterhalten, und die Unkoſten daher beſtritten werden; muß man auch die Beſchwerde billig in Betrachtung ziehen, welche ein ſolcher Aufwand dem Unterrichter verurſachet. Es kommt hiebey ſehr viel auf die Lage eines Landes und deſſen Beſchaffenheit an. Nicht alle haben gleiche Gelegenheit die Verbrecher, denen man das Leben ſchenkt, durch angemeſſene Leibesſtrafen zu züchtigen, und was in dem einen Lande Vortheil bringt, veranlaſſet in einem andern Nachtheil, wenigſtens viele Beſchwerlichkeit. Nicht überall kann man Galeerenſclaven brauchen. Man ſiehet hieraus, mit wie vieler Behutſamkeit man Lehrſätze anwenden müſſe, welche, dem erſten Anſchein nach, für die Menſchlichkeit ſo ſchmeichelhaft ſind.

Man ist gegenwärtig von der Wahrheit allgemein überzeugt, daß zum Wohlstand eines Volkes, das zumal Handlung und Gewerbe treibt, eine schleunige Verwaltung der Justiz schlechterdings erforderlich sey. Gleichwohl müssen die Processordnungen, oder die Befolgung derselben, wenn man der häufigen Klagen in Erwägung zieht, noch sehr fehlerhaft seyn. Inzwischen ist der Tadel hierinnen leichter als die Verbesserung; und eine genaue und gute Processordnung, ist ohnstreitig eines der schwersten Gesetze. Es läuft hiebey so verschiedenes Interesse, in und wider einander, welches dem Nachdenkenden beobachtet, und aus einander gesetzt werden muß. Der Kläger will geschwind, der Beklagte langsames Recht haben, und der Richter und Advocat wünscht eine Mittelstraße zwischen beyden. Alle diese Personen müssen in Betrachtung gezogen werden, wenn man will, daß eine Processordnung nicht nur auf dem Papier entworfen, sondern auch befolgt werden soll. Vielleicht glaubt man, daß die Advocaten hiebey am wenigsten einiges Augenmerk verdienen, weil man sie gemeiniglich in Verdacht hat, daß sie aus Rechtssachen

aus

aus Eigennutz und Gemächlichkeit zu verſchleifen ſuchen. Ich bin nicht gemeynet hier ihre Vertheidigung zu übernehmen, die ohnedieß in einzelnen Fällen beſſer, als im Ganzen von ſtatten geht. Ich bin aber ſchuldig die Gründe anzuzeigen, warum ich glaube, daß bey dieſer Materie die Advocaten nicht außer Betrachtung gelaſſen werden können. Man nehme an, daß, in einem Orte, wo ſich nach ſeinem Verhältniß, zwanzig Advocaten befinden, ohngefähr die Hälfte, theils wegen ihrer natürlichen Gaben, theils wegen ihrer Geſchicklichkeit, theils wegen anderer guten Eigenſchaften, vor den andern ſich auszeichnet. Die natürliche Folge davon iſt, daß man ihnen einen beſtimmten Vorzug einräumt, und daß ſie mehrere Clienten finden, die ihnen ihre Rechtsſachen anvertrauen, als die übrigen. Da den Advocaten keine Vorſchrift bindet, noch binden kann, wieviel er eigentlich Proceſſe annehmen ſoll; ſo muß man ihm nothwendig auch ſo viel Friſt laſſen, daß er eine jede ſeiner Klageſachen mit der gehörigen Genauigkeit und Gründlichkeit treiben kann. Hier hat eigentlich keine den Vorzug, und eine Sache, ſie ſey ſo gering als

ſie

ſie wolle, muß mit der gleichen Pflicht eines ehrlichen Mannes geführt werden. Wer jemals dieſes Amt über ſich gehabt, empfindet die Wahrheit von dem was ich ſage; und ein jeder Advocat, der nur eine mehr als mittelmäßige Praxis hat, muß den Fall erlebt haben, daß die Termine in verſchiedenen Proceſſen, worinnen er bedient geweſen, zuſammen auf einen Tag von dem Richter angeſetzet worden. Ein jeder ſiehet ein, daß es ihm nicht möglich geweſen, alle dieſe rechtliche Verfahren in einem oder wenig mehrern Tagen zu beendigen, wenn er ſich nicht ſtatt der erforderlichen Gründlichkeit mit einem leeren Geſchwätz begnügen wollen. Hieraus iſt es klar, daß eine gute Proceſsordnung auch vor den Advocaten ſorgen, und ihn durch eine zu groſſe Abkürzung der Friſten nicht zwingen muß, ſein Amt ſchlecht und mit Nachtheil ſeines Clienten zu verwalten.

Da ich keine andere Abſicht habe, als meine Einfälle über dieſe oder jene Materie niederzuſchreiben, ſo kann man von mir mit Recht keine Grundlinien zu einer Proceſsordnung verlangen. Ihre Zeichnung erfordert etwas mehr Zeit, als ein bloſſer Einfall. Ich

begnüge mich damit, wenn meine Bemerkungen richtig ſind, und gebraucht werden können. Bey dieſer Gelegenheit aber ſtößt mir die Frage auf, ob es rathſam und der Natur der Sache gemäß ſey, für alle und jede Art der Proceſſe eine gewiſſe Zeit feſt zu beſtimmen, binnen welcher ſie ſchlechterdings beendiget werden müſſen. Ich könnte die Antwort gar füglich denjenigen überlaſſen, welche die guten oder ſchlechten Würkungen dieſer Vorſchrift ſelbſt empfunden haben. Ohne eine genauere und beſſere Ueberzeugung kann ich einer ſolchen Verordnung meinen Beyfall nicht ertheilen. Ich glaube, daß der Knoten mehr zerſchnitten als aufgelöſt werde. Und entweder es muß aus einem Proceſſe, dem die Zeit ſeiner Endſchaft vorgeſchrieben iſt, ein neuer entſtehen, oder einer der ſtreitenden Theile muß von der Stunde des Ausgangs zu ſeinen Schaden überraſcht werden. Man erwäge nur, was für unvermuthete Verhinderungen im Laufe des Proceſſes ſich ereignen können, deren geſchwinde oder langſame Wegräumung nicht allemal in unſerer Gewalt ſtehet. Wie viel Verzug kann mir nicht zum Beyſpiel, alsdenn gemacht werden, wenn

ich

ich ſchon meinen Beweis überdacht, gefertiget und eingereicht habe. Ein widerſpenſtiger Zeuge, ein durch Bosheit entfremdetes oder zurückgehaltenes Dokument und dergleichen, ſetzt mich in die traurige Nothwendigkeit, wider meinen Willen einen Aufſchub zu verlangen, den ich unmöglich vorher ſehen konnte. Und ſo ſind noch hundert andere Fälle möglich, die alle zuſammen laut genug ſprechen, eine ſo pünctliche Beſtimmung der Dauer eines Proceſſes zu widerrathen. Man muß auch hier bedenken, daß ſich bey den menſchlichen Handlungen überhaupt ſo viel ohngefähres und ungewiſſes findet, daß man alle Hoffnung aufgeben muß, ihre Ausgänge berechnen zu können.

Ueber die Philoſophie.

Man würde gegen die Bemühungen unſerer groſſen Weltweiſen im höchſten Grad undankbar handeln, wenn man nicht öffentlich geſtehen wollte, daß die Philoſophie in unſern Zeiten gegen die vorige, merklich verbeſſert worden. Die durch fortgeſetzte, und

ſo viel möglich richtige Beobachtungen, in der Phyſic und Pſychologie gemachten Entdeckungen haben unſere Kenntniſſe erweitert, und über Dinge ein Licht verbreitet, die vor nicht gar langen Jahren annoch im tiefen Dunkel verhüllt waren. Wir haben Verſuche gemacht, in die Tiefen unſerer Seele je mehr und mehr einzudringen, und wenn wir auf dieſer Bahn nicht weiter fortgehen können, ſo müſſen wir ſagen, daß wir faſt bis an die Gränzen menſchlicher Fähigkeiten gelangt ſind. Wir wiſſen anjetzo unzählich viele Dinge gewiß, oder wenigſtens höchſt wahrſcheinlich, die unſere Väter nur furchtſam muthmaßten. Mit einem Wort, unſere metaphyſiſchen und philoſophiſchen Begriffe ſind ſo aufgeklärt und vollſtändig gemacht worden, daß ſie bey einer weitern Ausdehnung in die Gefahr gerathen können, allzuſpitzfündig zu werden. Das war der Fall der Scholaſtiker, die ihren Tiefſinn aus Mangel der Erkenntniß in andern, beſonders den ſchönen Wiſſenſchaften, zum Nachtheil ihrer Vernunft ausſchweifen ließen.

Ich weiß nicht, ob ich den Reviſionsgeiſt, womit man in unſern Tagen die Wiſſenſchaf-

ten

ten anzugreifen anfängt, nicht als ein Phenomen betrachten kann, das man mit Verwunderung anstaunt, und wobey man, wie bey den Luftzeichen überhaupt, immer noch große Veränderungen befürchtet. Ich bin weit entfernt, eine solche Unternehmung, oder das Werk eines gewissen neuen Scheifisstellers zu tadeln, das unter dem Titel: Revision der Philosophie: so vielen Beyfall der Kenner erhalten hat. Meine Absicht ist nur, eine gewisse bedächtige Klugheit zu empfehlen, die in Wissenschaften, so wie im gemeinen Leben, von der äußersten Nothwendigkeit ist. Wenn eine solche Revision bloß mit Entdeckung der Gebrechen sich beschäfftiget, und gegen die menschliche Schwachheit Nachsicht beget; so ist sie ein so vortreffliches Institut, daß sie wenigstens alle funfzig Jahre von einsichtsvollen Männern angestellt werden sollte. Wenn aber dabey zu viel eingerissen, und wenig oder gar nichts gebaut wird, so können wir sie gar füglich entbehren, indem wir sonst in den Wissenschaften lauter Ruinen erhalten, die um desswillen lange wüste liegen bleiben müssen, weil sich kein Baumeister an einen Bau wagen wird, von dem er zum vor-

aus ſiehet, daß er nach dem Verlauf einer gewiſſen Reihe von Jahren eben ſo gut eingeriſſen wird, als der Bau ſeiner Vorgänger. In dieſem Betracht iſt es immer beſſer, mittelmäſſige Gebäude zu haben, als unter dem freyen Himmel zu liegen, und ſich dem Wind und Wetter auszuſetzen. Es iſt ohnedieß leichter, Fehler zu entdecken, als ſelbſt keine zu machen, oder die gemachten zu verbeſſern. Und auch der beſte Verſtand, wenn er ſich einmal vornimmt, Fehler zu ſuchen, vergißt bey der Leichtigkeit, womit er ſie findet, gar oft die Unterſuchung, ob es auch der Mühe werth ſey, dieſe Fehler zu entdecken, und ob man ſogleich etwas Gutes in Bereitſchaft habe, dieſe Mängel zu erſetzen, ohne daß in der Sache ſelbſt eine unausgefüllte Lücke bleibt. Man muß ſich alſo ſorgfältig in Acht nehmen, daß man nicht einen kleinen Vortheil gewinnt, indem man den Schaden auf der andern Seite vergröſſert.

So ſcheint es anjetzt zur Mode zu werden, daß man alle Syſteme angreift, ihre Unzulänglichkeit zergliedert, und die Feſſeln öffentlich zeiget, die ſie dem Genie anlegen. Man empfiehlt daher einen Geiſt, der

von

von allem Zwange frey, ſich aus allen Syſte-
men das beſte auswählet, Sätze annimmt,
nicht weil ſie dieſer oder jener groſſe Mann
behauptet hat, ſondern weil ſie wahr
ſind, dieſen Sätzen auch nicht eher ſeinen
Beyfall ertheilt, als bis er die Urſachen und
Folgen genau geprüft hat; mit dem Winkel in
der Hand alle Wahrnehmungen, die ſich ihm
darſtellen, nach der Linie der Wahrheit abmißt,
und ſodann ein Syſtem abbildet, das mit al-
len eine Verwandſchaft, mit keinem aber eine
völlige Uebereinſtimmung hat, und dieſes wie-
der verläßt, wenn neue Entdeckungen ihn
verſichern, daß er zuvor falſch geſehen habe.
Es iſt auſſer allem Streit, daß dieſer Weg
den Menſchen zu ſeiner Vollkommenheit füh-
ret. Hiezu aber gehört ein ganz beſonderes
und erleuchtetes Genie, wenn es auf dieſem
Wege ohne andere Wegweiſer, als ſeine beyden
Augen fortgehen und nicht ſtrauchlen ſoll. Ein
Bollingbroke, wenn man uns ſein Genie rich-
tig geſchildert hat, ein Mann, der in allen
Wiſſenſchaften, die Religion ausgenommen,
das Vortreffliche und Wahre erkannte und
ſich eigen machte; der, gleich den Bienen, nur
die Süßigkeiten aus allen Dingen herauszog,

um für ſich Honig zu machen, dieſer war im Stande, ſich einer Arbeit zu unterziehen, der tauſend andere Genies unterliegen müſſen, wenn ſie ſich gleich ſonſt mit den Wiſſenſchaften beſchäfftigen und ihren Nebenmenſchen nützlich werden.

Es iſt wahr, alle diejenigen, die ſich nicht über ihr Syſtem erheben können, müſſen nur mittelmäßige Gelehrte bleiben, und das mittelmäßige ſollte aus den Wiſſenſchaften billig verbannt ſeyn. Allein man nehme nur die Menſchen an, wie ſie ſind, und urtheile ſodann, ob es auch möglich ſey? Das Mittelmäßige hat in der Philoſophie allerdings mehr Schaden angerichtet, als das gar Schlechte; denn dieſes zeichnet ſich zu allen Zeiten und bey einer größern Anzahl Menſchen zur Verachtung aus. Allein dieſes Schickſal wird ſo lange dauern, als Menſchen unvollkommen bleiben; und aus eben der Urſache erweckt die Vorſicht von Zeit zu Zeit erleuchtete Männer, welche die Seelen aus ihrer Schlafſucht gleichſam ermuntern, und zu einen höhern Schwunge beflügeln. Diejenigen, welche bereits die Grundſätze der Philoſophie nach einem gewiſſen Syſteme gefaßt haben,

haben, können dergleichen Bemerkungen antreiben, in ihren Untersuchungen weiter zu gehen. Allein, wie soll man sich gegen die verhalten, welche die Philosophie erst erlernen wollen? Obscurista müssen diese einen gewissen Leitfaden haben, der sie aus dem Labyrinth der Irrthümer wieder auf den Weg zur Wahrheit führet. Sie müssen in Stand gesetzet werden, den ganzen Körper der Philosophie gleichsam vor Augen zu sehen, es mag nun dieser aus einem gleichförmigen Grundstof oder ex objectis mundi gebildet werden. Dieses müssen uns diejenigen selbst zugeben, welche die strengsten Verächter aller Systeme, und die eifrigsten Vertheidiger der Eklektischen Philosophie sind. Man übergebe diesem Eklektiker selbst den Jüngling zum Unterricht in der Philosophie: er wird ihn gewiß, wenn er gründlich seyn, und seiner Pflicht Genüge leisten will, nicht bloße einzelne zerstreute Wahrheiten lehren, sondern zugleich die Verbindung und den Zusammenhang zeigen, in welchem diese Wahrheiten unter einander stehen. Mit einem Wort, er wird aus seinem Schüler, weder einen Wolfianer, noch Crusianer und dergleichen, aber

doch gewiß einen Schüler bilden, der nach den Ideen ſeines Meiſters denkt, ſchlüßt und handelt. So wird alſo aus der mühſamen Auswahl philoſophiſcher Wahrheiten entweder unvermerkt ein eignes Syſtem, oder ein Chaos wirbelnder Ideen, die nur einzeln betrachtet, gut, in Abſicht auf die Wiſſenſchaft aber ſelbſt, mehr ſchädlich als nützlich ſind. Ich überlaſſe es der eignen Empfindung unſerer Eklektiker, ob ich hier nicht den Fall getroffen, in dem ſie ſich entweder befinden, oder befinden werden, und ob ſie nicht heimlich bloß ihren eignen Ruhm auf die Zerſtörung der Syſteme, zu gründen ſuchen.

Ich bin inzwiſchen weit entfernt Männer zu tadeln, welche ihre Freyheit zu denken dadurch behaupten, daß ſie alles vorhandene prüfen. Das iſt die Pflicht eines jeden denkenden Weſens. Nur will ich vor Ausſchweifungen warnen, welche einer Marktſchreyerey ähnlich ſind. Man ſoll ſich nur hüten, daß man andere, indem man ſie unterrichten will nicht mehr und mehr verwirrt, und ſie, durch den zu öftern, und zu lauten Zuruf, daß ſie nach der gemeinen Lehrart nichts lernten, endlich dahin bringt, daß ſie alles vergeſſen,

geſſen, und bey einer ganzen Menge bunter und ererbter Ideen, wirklich nichts wiſſen. Eine unüberlegte, übereilte und ungedungene Syſtem Stürmerey kann dieſen Schaden am erſten veranlaſſen. Man ſetze den Fall, daß auf einer Akademie nur zwey Eklektiker ſind, ſo auf die Syſteme ſchimpfen. So lange noch die Erfahrung beweiſet, daß nicht zwey Dinge in der Welt einander vollkommen gleich ſind; ſo lange werden wir noch wahrnehmen, daß auch nicht zwey Menſchen über einen Gegenſtand einerley denken können. Nun ſind die zwey Eklekticker da, bey welchen von beyden ſoll der Jüngling mehr Wahrheit ſuchen? Beyde locken ihn durch die Größe der Gegenſtände, die ſie ihren Schülern aufdringen. Ich habe nur zwey ſolche Philoſophen angenommen. Es können aber auf einer blühenden Univerſität, leicht ein halb Dutzend derſelben ſeyn, die, wenn ihnen auch die Irrthümer in den Syſtemen nicht ſo erheblich ſcheinen, dennoch die Mode mit machen, weil ſie ſehen, daß man durch die Neuheit, einen, vor die Bedürfniſſe des Lebens, vortheilhaften Beyfall erhält.

Die

Die Anmerkung, daß man in der Philoſophie noch nicht ſo viel Wahrnehmungen geſammlet habe, die wegen ihrer vollkommnen Richtigkeit, ein Syſtem veranlaſſen könnten, das weder in Sätzen noch Folgerungen Widerſprüche litte, iſt nicht ohne Grund. Das Forſchen unſers Geiſtes in die Tiefen mehrerer Einſichten, wird allemal nothwendig bleiben, ſo lange unſer Denken in dieſer Welt eingeſchränkt iſt. Daß aber daraus die Folge erwüchſe, lieber gar kein Syſtem, als ein unvollkommenes zu haben, kann ich ſo ſchlechterdings nicht zugeben; wenigſtens ſo lange nicht, biß unſere Weiſen allgemein und überzeugend behaupten werden: daß es beſſer ſey, ſich bey dem Auswege aus einem Labyrinth keines, als eines etwas morſchen Leitfadens zu bedienen. Es iſt vielleicht ein nicht ſo gar ſchwer aufzulöſendes Problem, ob nicht die von Zeit zu Zeit, von den Philoſophen erfundene Hypotheſen oder Syſteme, die wahre Urſache ſind, daß wir unſere Einſichten gegen unſere Vorfahren ſo ſehr erweitert haben. Hätten dieſe uns keinen Faden gezeiget, uns daran zu halten, ſo würden wir vielleicht weit ſpäter auf die Unterſuchung gerathen

ſeyn,

seyn, ob dieser Faden auch stark genug sey, uns an der Wahrheit fest zu erhalten. Und nun, wenn ein Philosoph mit der gehörigen Lebhaftigkeit des Witzes, und Gründlichkeit des Verstandes, uns wie Bonnet z. B. ein System entwirft, das in Sätzen und Schlüssen genau zusammen hienge, wo die Sätze oft gewiß, die Schlußfolgen aber hin und wieder noch etwas schwankten: Teilten wir dieses System, weil hier und da noch einiger Zweifel und weitere Untersuchung statt findet, wegen seiner aus menschlichen Werken gar nicht zu vertilgenden Unvollkommenheit, so gleich als Fesseln, die man unserm Verstande anlegen will, verwerfen, und lieber gar keines haben wollen? Ich überlasse die Antwort auf diese Frage, denen, so lieber Laxen als einreissen: denn diese letztern sind zu strenge, und um deswillen unbillige Richter.

Wir haben durch unser Nachdenken doch solche Sätze herausgebracht, und festgesetzt, die so evident sind, daß der Mensch, der sie läugnet, offenbar seine Narrheit verräth. Ein jeder Erfinder eines Systems muß diese, durch Vernunft und Erfahrung bestätigte Sätze, annehmen und bey dem Gang seiner Ideen

zum

zum Grunde legen. Die Unrichtigkeit eines Systems, ich rede hier blos von solchen, die würklich groſse Genies zu Urhebern haben, muß also entweder in zu voreilig gezogenen Schlußfolgen, oder in gewiſſen Hypotheſen beſtehen, die man, weil es noch nicht möglich geweſen, lauter aus Wahrnehmung beſtimmte Grundſätze zu erfinden, annehmen müſſen, um dieſe oder jene Erſcheinung, aus ihren Urſachen beweiſen zu können. Beyde Fälle ſind bey Menſchen, die durch ſo viele Dinge in der Welt, in ihrem Denken eingeſchränkt werden, möglich, und auch würklich geſchehen. Falſche Schlüſſe entdecken ſich einem forſchenden Verſtande gar bald. Die Verwerfung der Hypotheſen aber, wenn man dabey gründlich verfahren will, koſtet mehr Mühe und Nachdenken, und erfordert auch groſse Nachſicht und Behutſamkeit. Wer in der Geſchichte der Philoſophie kein Fremdling iſt, weiß, wieviel die Hypotheſen, zu Entdeckung der Wahrheit beygetragen haben. Und ein rechtſchaffner und wahrheitliebender Mann muß davon ſo denken, als der Herr von Haller in ſeiner Vorrede über den Büffon.

Ich

Ich getraue mir zu behaupten, daß eigentlich nicht die Syſteme, ſondern die zu hartnäckigte Vertheidiger derſelben, zumal wenn ſie nicht in dem Geiſte ihres Meiſters denken können, die Irrthümer und Verwirrung in der Philoſophie veranlaſſet haben. Schon die Alten haben angemerkt, daß keine Narrheit ſey, die nicht ein Philoſoph behauptet hätte: Alle dieſe Narrheiten zuſammen, haben aber doch das übrige beygetragen, daß wir uns jetzo etwas näher bey der Wahrheit befinden, als ehedem. Dieſe Erfahrung ſollten alle diejenigen vor Augen haben, welche von den bisherigen Erfindungen in der Weltweisheit ſo verächtlich urtheilen. Wollten ſie der Welt zu ihrer Erleuchtung wahre Dienſte leiſten, ſo würde dieſes nicht ſowohl in der Verachtung als vielmehr in der ſorgfältigen Prüfung der Syſteme, und in der Warnung beſtehen, uns durch den Geiſt eines Syſtems, nicht von mehrerer Unterſuchung abhalten zu laſſen, und eine Wahrheit nicht zu verwerfen, die keinen andern Fehler hat, als weil ſie nicht in das Syſtem paßt. Iſt dieſes die Meynung unſerer Eklektiker, ſo ſind ihre Abſichten höchſt lobenswürdig; und

wenn

wenn man ſie nicht ſogleich erkennt, ſo ſind ſie ſelbſt Schuld daran, daß ſie ſolche nicht durchgehends deutlicher zeigen. Laßt uns bedenken, daß, was Wahrheit, Wahrſcheinlichkeit und Irrthum in Dingen ſey, wo uns die Sinne verlaſſen, nur ein Gott entſcheiden könne.

Populäre Philoſophie, worauf man ſich gegenwärtig ſo viel einzubilden ſcheint, iſt vielleicht mehr ein neues Wort, als eine neue Sache. Und der Schall iſt bequem genug, um allerhand Mißbräuche zu veranlaſſen. Wofern die Kunſtverſtändigen nicht damit einen gewiſſen nur ihnen bekannten myſtiſchen Begrif verbinden — denn man kann unmöglich alle Fälle im Kopfe behalten, wo die Schriftſteller dieſen Ausdruck brauchen; ſo iſt eine populäre Philoſophie nichts anders, als eine Philoſophie, die gemeinnützig iſt; und auf alle Wiſſenſchaften und Künſte, ſo wie auf die Fälle im gemeinen Leben überhaupt, angewendet wird. Ich muß geſtehen, daß ich mir keine richtige und gründliche Philoſophie denken kann, die nicht zugleich gemeinnützig oder populär ſeyn müßte. Und in dieſem Betracht iſt eine populäre Philoſophie, und eine vernünfti-

nünftige und richtige Philoſophie, in der That durch weiter nichts, als den Modeton, unterſchieden.

Ich kann von unſern Philoſophen, welche ſo eifrig auf die populäre Weltweisheit dringen, bey ihrer zum Theil ſonſt bekannten Gründlichkeit, nicht vermuthen, daß darunter eine heimliche Verachtung der ſpekulativiſchen Philoſophie verborgen ſey. Zwar ſcheint die Erleichterung des Unterrichtes, wozu man in unſern Zeiten ſoviel Papier verſchwendet, allerhand Vermuthungen zuzulaſſen, wenn man ſieht, daß alle Vorbereitung gemacht wird, damit die Jugend zum Tempel der Wahrheit mehr fliegen, als gehen kann. Inzwiſchen wäre es doch zu liebloß gedacht, wenn ich dieſen Lehrern des Volks eine Unwiſſenheit zuſchreiben wollte, die ſie auf jedem Schritte verfolgen würde. Schon Wolf hat in ſeiner Metaphyſik gezeigt, daß die tiefſinnigſten Schlüſſe practiſche Wahrheiten enthalten, und daß eine geſunde Moral uns weiter nichts als die Reſultate metaphyſiſcher Unterſuchungen vor Augen legen, und uns dadurch ein Beyſpiel liefern müſſe: daß wir alle Gelehrſamkeit nicht um ihrer, oder vor uns ſelbſt, ſondern

ſondern um des gemeinen Nutzens willen, lernen ſollen. Man bemerkt alſo, ohne mein Erinnern, daß ich die ſpekulative Philoſophie von der ſpitzfündigen unterſcheide, indem ein vernünftiger Mann die letztere eben ſo wenig billigen kann, als eine Moral, die uns, wir mögen wollen oder nicht, zu Huronen machen würde. Iſt es alſo gewiß, und das wird wohl keines Beweiſes bedürfen, daß ein wahrer Philoſoph keiner Kenntniß, auch des an uns vor ſich trocken ſcheinenden Theils der Philoſophie, entbehren könne; daß alle Wahrheiten in der Weltweisheit, durch ein unzertrennbares Band vereiniget ſind; daß alle philoſophiſche Lehrſätze, den Verſtand erleuchten, ihm von den Dingen in der Welt richtige Begriffe verſchaffen, und dadurch ſeine Einſichten, in alles was ihn bey dem Lauf des Lebens vorkommt, und in ſeinen Geſichtskreiß eingeſchloſſen iſt, ſtärken; ſo iſt es auch zugleich auſſer allem Zweifel, daß eine wahre und gründliche Philoſophie, wie ich bereits oben geſagt, ihren Nutzen in allen und jeden menſchlichen Handlungen zeigen, oder, mit den Künſtlern zu reden, populär ſeyn müſſe.

Ja,

Ja, aber nicht alle Philoſophen machen ihre tiefſinnigen Begriffe praktiſch, und begnügen ſich mit Unterſuchungen, die zwar ihre Kenntniſſe vermehren, ſie aber blos auf einen kleinen Kreiß einſchließen, in welchem ſie von andern Dingen abgeſondert herumlaufen? Gut, man mache ſodann zwiſchen den ſpekulativen und practiſchen Weiſen einen Unterſcheid. Man lege aber nicht der Philoſophie durch ein neues Wort eine Eigenſchaft bey, die Kurzſichtige gar bald verleiten kann, eine Art der Trennung zu glauben, die nach der Beſchaffenheit der wahren Philoſophie gar nicht ſtatt finden kann. Das Handwerk eines Schuhmachers begreift die Geſchicklichkeit gute Schuhe zu machen. Ein Schuſter alſo, der ſich blos damit begnügt das Maaß zu nehmen, das Leder zuzuſchneiden, und Drath zu machen, niemals aber daran denkt einen Schuh zuſammen zu nähen, bleibt allemal ein unvollkommner Schuſter, ohne daß das Handwerk ſelbſt, in dieſe Beſchäfftigung einzig und allein eingeſchränkt wird.

Und die Anwendung der Philoſophie auf Wiſſenſchaften, Künſte und Verfälle im gemeinen Leben, iſt ſie nicht ſo alt als die Phi-

losophie selbst? Haben nicht Solon, Sokrates, Aristoteles, Plato, und die Neuern von Des-Cartes Zeiten an, eben dieses gedacht, gethan, und geschrieben? Freylich sagen sie nicht in ihren Schriften: Hier will ich eine philosophische Untersuchung anstellen; zu dieser Bemerkung hat mich die Philosophie gebracht: auf diese Weise müssen wir unsere, in der Weltweisheit erlangte Einsichten, populär machen, und dergleichen: Sie überlassen aber dieses alles dem Leser selbst zu suchen, und verständige Leser haben es auch ohne dieses Geschrey gefunden. Ein jeder gemeinnütziger Gegenstand, wenn er gründlich behandelt wird, und nicht ein bloßes Geschwätz ist, erfordert eine gewisse Dosis von Philosophie. Und der Schriftsteller, welcher die Idee von diesem seinen Gegenstande deutlich und gründlich gefaßt hat, und dieselbe vorträgt, hat weniger Mühe dabey als Philosoph zu denken und zu schreiben, und größere Sorgfalt anzuwenden, um seinen Gegenstand nicht mit zu viel Philosophie zu überladen, und dadurch eben die schlimmen Würkungen zu veranlassen, die wir an einem Kranken sehen, der mit Arzneyen nicht sowohl gestärkt, als vielmehr gefüttert worden.

Die

Die blühenden Zeiten der Griechen und Römer, wo alles, auch sagar die Aspasien, Philosoph war, haben gemeiniglich zu viel Reiz, daß wir gegen unsere Zeiten immer gar zu partheyisch verfahren, und eine Abmessung unternehmen, ohne den Maasstab zu berichtigen. Wir finden, daß ihre großen Männer, denen die Verwaltung des Staats, anvertraut wurde, in den Schulen der Weltweisen unterrichtet wurden; daß sie in ihren Aemtern sich mit der Philosophie beschäfftigten, und mit den Weltweisen den vertrautesten Umgang pflogen; daß sich dadurch ein gewisser Geist der Philosophie allgemein, und über alle Stände verbreitet hatte; und daß man den Ruhm ein Weltweiser zu seyn und zu heißen, allen andern vorzog. Ich will in die Glaubwürdigkeit aller dieser Nachrichten, kein Mißtrauen setzen; mir deucht aber, daß alles, was wir über dergleichen Dinge in Büchern aufgezeichnet finden, sich in der Ferne besser lesen, als in der Nähe sehen läßt. Vorausgesetzt also, daß alles wahr sey, so müssen freylich unsere heutigen Staatsmänner, die sich vor nichts weniger als Philosophen ausgeben, ja nicht einmal auf Aka-

denken darunter gerechnet werden, sehr große Schätten von jenen Lichtern seyn. Denenjenigen aber, so diese vor unsere Zeiten so nachtheilige Vergleichung machen, entwischt die Bemerkung, daß dasjenige, was die Alten Philosophie nennten, bey uns Gelehrsamkeit heißt: daß, wenn unsere großen Männer durch den Unterricht in den Wissenschaften zu ihren Ehrenstellen geschickt gemacht werden, ihre Beschäfftigung eben so edel sey, als jener, da sie die Schulen der Weltweisen besuchten: und daß diese, wenn sie den Umgang mit Gelehrten suchen und lieben, grade soviel leisten, als die Helden der alten Zeit, die sich von gewissen Hausphilosophen bey Tische oder auf der Jagd Weisheit predigen ließen. So ganz eine aus einem falschen Gesichtspunkt angestellte Untersuchung uns zu einer Menge von Irrthümern verleiten, zumal wenn man lieber das Fernglas, als seine eignen Augen braucht, und einen Gegenstand lieber vergrößert, als in seinen natürlichen Verhältnissen sehen will.

Wenn man außerdem die Klagen des Plato im 6ten Buch seiner Republik, über die Verachtung der Philosophie bey dem gemeinen Volk,

Volk, und die Anmerkung des Cotta beym Cicero im 3ten B. und 2. Cap. von der Natur der Götter, in Erwegung zieht; so scheinen Gründe anug verhanden zu seyn, dasjenige in Zweifel zu ziehen, was einige Schriftsteller von dem Ansehen der Philosophie in den damaligen Zeiten uns versichern wollen. D. Leland in seinem Erweis der Vortheile und Nothwendigkeit der christlichen Offenbarung, aus dem Religionszustand der alten heydnischen Völker, macht hieraus, und aus zwo Stellen des Cicero, in seinen tuskulanischen Abhandlungen 1. B. 1. Cap. und 5. B. 2. Cap. den Schluß, daß Philosophie und die große Welt wenig Bekanntschaft mit einander gehabt haben. Ich will hierüber eben nicht die Gewährleistung übernehmen. Auch fürchte ich nicht durch diese flüchtige Beobachtung in den Verdacht einer Ketzerey zu verfallen. Um meinem Leser die Mühe zu ersparen, mich von dieser Seite zu betrachten, erkläre ich mich hiemit feyerlich, daß ich die Alten nicht um eine Stufe von ihrer Höhe erniedrigen wollen, auf die man sie seit so vielen Jahrhunderten erhoben hat. Ich bin von dem blühenden Zustand der Griechen und Römer in ihren

ſchönen Zeiten auf das lebhafteſte überzeugt. Ich wünſche einen Blick dahin thun zu können, und in dem Putzzimmer Aſpaſiens die populäre Weisheit zu hören, zu welcher die Philoſophen in ihren Schulen die Vorreden und das Regiſter machten.

Bey mir iſt übrigens mitten in der Betrachtung, daß man gegenwärtig die Philoſophie in die Wiſſenſchaften und Künſte, mit ſo brennendem Eifer einzuflechten ſucht, zuweilen der Zweifel aufgeſtiegen, ob man nicht etwan die Sache zu weit triebe. Ich habe lange angeſtanden, ehe ich dieſen meinen Zweifel öffentlich bekannt, wenn nicht der Gedanke, daß man oft durch Zweifeln die Wahrheit findet, meine Furcht überwogen hätte. Es kann ſeyn, daß man die Philoſophie zu lange als eine Magd angeſehen, und daß es billig iſt ſie in ihre Rechte zu ſetzen. Es kann ſeyn, daß die Bearbeitung einer Wiſſenſchaft dadurch mangelhaft worden, weil man ſie blos durch ſich ſelbſt aufklären, und die Hülfsmittel nicht anwenden wollen, ſo die Philoſophie darbietet. Allein, indem man dieſem Mangel abhelfen wollen, ſorge ich ſehr, daß man vor das Loch einen zu großen Stöpſel genommen,

und

und damit das Loch zwar ausgefüllt, dadurch aber auch zugleich erweitert, und gegen die Theile ausgedehnt hat, die vorhero gut und dicht waren. Die Erinnerung, Philosophandum est, sed paucis, hat, wie mich dünkt, noch immer ihre Kraft, um uns auf die nöthige Behutsamkeit aufmerksam zu machen. Man hat schon hievon bereits die nachtheiligen Würkungen in verschiedenen Fällen gesehen, wo man klüger gehandelt hätte, wenn man weniger Philosoph gewesen wäre. Ich weiß auch nicht, ob man nicht schon in vielen Theilen der Wissenschaften den Unterricht einigermaßen erschweret, anstatt daß man ihn durch eine philosophische Einkleidung erleichtern wollen. Nach meiner Meynung muß man hier weder die Beschaffenheit der Wissenschaft, die man lehren will, noch das Subject, das man unterrichten will, außer Betrachtung lassen: Nach der Theorie kann man die Philosophie auf alles, auch sogar auf mechanische Künste anwenden. Man muß aber allemal dabey erwegen, ob es bey der würklichen Ausübung auch nützlich und heilsam sey. Philosophische Schuster und Schneider sind dem gemeinen Wesen nicht

um ein Haar mehr nütze, als die politischen Kannegießer.

Ueber die Geschichte.

Es ist nicht zu läugnen, und unsere Bibliotheken beweisen es, daß wir an historischen Werken einen sehr beträchtlichen Vorrath haben. Und doch, sagt man, haben wir noch keinen Geschichtschreiber. Ein Chineser, oder ein anderer, von einer eben so scharfsinnigen Nation, würde dieses unglaublich finden, oder, wenn er unsere so theuere Versicherung für aufrichtig annähme, uns anrathen, den ganzen Vorrath ins Feuer zu werfen, wenn wir noch keinen Mann gefunden hätten, der ihn auf eine würdige Weise brauchen könnten, ihn auch, wenn der Schluß vom vergangenen und gegenwärtigen, auf das zukünftige gilt, zu finden wenig Hoffnung hätten. Betrübt genug, daß eine so ungeheure Menge von Materialien, und Vorschriften zu einer Methode für die Geschichte, nicht einmal einen Mann bilden sollen, den man, ohne die Kunstrichter und ihre Aus-

ſprüche zu beleidigen, einen Geſchichtſchreiber nennen könnte. Die Unterſuchung iſt in der That ſehr nützlich, und der Zweifel vermehrt ſich, wenn man ſieht, daß diejenigen, ſo hierüber ein Urtheil fällen, ſich ſo ſehr widerſprechen. Man hat einen gewiſſen Biographen gelobt, deſſen declamatoriſche Schreibart doch wider eine der erſten Pflichten eines guten Geſchichtſchreibers ſündigt. Unſer Geſchmack muß, wie in vielen andern Dingen, alſo auch hierinnen, noch nicht feſt und geläutert genug ſeyn.

Man iſt vorlängſt darinnen einig, daß wir, was die Erfüllung der Pflichten eines Geſchichtſchreibers anbetrifft, gegen die Alten ſehr weit zurück ſind. Ich glaube, daß man Recht hat. Denn bey den Griechen und Römern hatte man der Geſchichte, nicht wie in unſern Tagen, einen beſondern Standort in der Gelehrſamkeit angewieſen. Es war mehr eine Beſchäfftigung der Dilettanten, als der eigentlichen Gelehrten von Profeßion. Männer, die in öffentlichen Geſchäfften gebraucht wurden, oder wenigſtens auf dieſe oder jene Weiſe daran Theil nahmen, ſtudierten die Geſchichte des Nutzens halber, den

eine

eine tägliche Erfahrung uns von ihr begreiflich macht. Sie verzeichneten selbst die Geschichte ihrer, oder derjenigen Zeiten, wo die Vorfälle nicht so sehr als jetzo entfernt, und ihnen zuverläßig bekannt waren. Und da ihnen die eigne Erfahrung den wohlthätigen Einfluß dieser Nachrichten auf ihre Handlungen zeigte, so mußten sie bey ihren erlangten Einsichten alles anwenden, um ihren Endzweck, andere so wie sich selbst zu unterrichten, vollkommen zu erreichen, und Muster werden, wornach man die Idee eines vollkommnen Geschichtschreibers zu allen Zeiten gefaßt hat. Aus den wenigen historischen Schriften, die wir noch von den großen Männern unserer Zeiten haben, welche ihre durch Unterricht erworbene Kenntnisse in öffentlichen Geschäften zur Reife gebracht, erhellet die Wahrheit dieser Bemerkung. Sie würde noch mehr in die Augen fallen, wenn bey Männern von einem erhabenen Rang, und ausgebreitetem Genie, die Neigung zu dergleichen Arbeiten häufiger und stärker wäre. Es wäre schon genug, wenn sie auch nicht selbst schrieben, doch die Geschichte ihrer Zeiten unter ihrer Aufsicht schreiben ließen.

Dieses

Dieſes aber ſind mehr fromme Wünſche, als gegründete Hoffnungen. Die Form unſerer Staaten hat ſich verändert, ihr Intereſſe iſt viel verwickelter worden; ſo daß es gegenwärtig Klugheit und Pflicht iſt, die Triebfedern der Begebenheiten zu verheelen, welche die Alten, bey ihrer Unwiſſenheit in dem, was man Intereſſe der Nationen heißt, öffentlich entdeckten.

Ich bin überhaupt ſehr geneigt zu glauben, daß alle die groſſen Veränderungen in den alten Zeiten mehr ein Werk des Glücks und Zufalls, als Folgen einer gnuma überdachten Vorbereitung geweſen. Vielleicht haben alle Eroberer bis auf Cäſarn, nicht einmal verſtanden einen richtigen Plan zu machen. Das Glück und die Stärke entſchied gewiß mehr als die Klugheit; anſtatt daß in unſern Tagen die Eroberung eines mäßigen Stück Landes, die Ausführung eines oft vor einem halben Jahrhundert gemachten Plans iſt, wo man tauſend Triebfedern nöthig hatte, eine Maſchine ſo in Bewegung zu ſetzen, daß ſie gerade dieſe, und keine andere Bewegung gemacht hat, um in ihrem Gange nicht aufgehalten zu werden. Man war ehedem mit

der

der Menge der Sclaven vergnügt, ohne daran zu denken, ob man sie auch beständig in der Knechtschaft werde erhalten können. Der plötzliche Verfall der größten Reiche beweiset auch, daß man nicht die gehörige Vorsicht angewendet hat, sie dauerhaft zu gründen. Die Geschichte von einem solchen Zeitpunct aber, wo alle Begebenheiten gleich ins Große gehen, wobey wenig Verwickelungen sind, wo alles öffentlich und ohne versteckte Kunst geschiehet; eine solche Geschichte ist unstreitig weit leichter zu schreiben, als wo man einen Geschichtschreiber auf jeden Schritt den er thun will, um zu sehen, die Augen verbindet. Nothwendig muß ein solcher Geschichtschreiber auch bey dem besten Vorsatz und Gewissen irren, oder wohl gar Unwahrheiten sagen. Er hat keine andern Materialien als öffentliche Facta, einen gewissen Vorrath von Papieren, wobey man sorgfältig Achtung giebt, ihm diesen Vorrath nicht gar zu groß und vollständig zu lassen; und nun soll er das übrige errathen. Dieses ist das Schicksal eines heutigen Geschichtschreibers, er mag sein eignes, oder das vergangene Jahrhundert beschreiben. Allemal ermangelt ihm der

Stof

Stof zu einer vollſtändigen und inſtructiven Geſchichte, nach dem Muſter der Alten. Und er wird ſo lange ermangeln, als nicht der Geſchichtſchreiber aus dem Cabinet der Fürſten kommt, oder ihm doch der Eintritt in dieſe Cabinetter verſtattet wird.

Auſſer dieſen Vortheilen haben die Alten noch dieſen zum voraus, daß ihre Nachrichten uns von den Begebenheiten eines Zeitpuncts unterrichten, der von dem unſrigen ſo weit entfernt iſt. In der Natur ſind alle entfernte Gegenſtände unſern Augen klein; in den Wiſſenſchaften aber iſt es gerade umgekehrt. Hier vermehrt ſich die Gröſſe eines Gegenſtandes, je weniger wir ihn ſehen können. Der gute Geſchmack, womit die Alten alle ihre Producte des Geiſtes behandelten, iſt freylich daran ſchuld. Man muß aber doch eine genaue Aufmerkſamkeit anwenden, damit das Vergnügen, ſo wir beym Leſen derſelben empfinden, nicht eine Quelle unſerer Vorurtheile werde. Ueberdieſes erzählen ſie uns faſt einzig und allein die Geſchichte der groſſen Nationen, welche durch ihre Herrſchaft über die bekannte Welt, beſonders vorzügliche Rollen geſpielet haben. Von der Geſchichte

ſchichte der andern bezwungenen Nationen, ſagen ſie wenig oder nichts, und es ſcheint, daß ihre Geſchichte durch die Eroberungen der großen Völker gleichſam mit verſchlungen worden. Ja, wir haben nicht einmal eine Geſchichte, eines in aller Betrachtung merkwürdigen Volkes, nemlich der Carthaginenſer. Je ſtärker nun die Idee einer vorzüglichen Größe unſere Einbildungskraft reizt, deſto geringer wird in der That die Arbeit eines Geſchichtſchreibers uns zu rühren, und zur Bewunderung zu bringen. Und wenn ein Alexander mit einer kleinen Macht und binnen kurzer Zeit, faſt ganz Aſien bezwingt, ſo darf der Geſchichtſchreiber nur alle dieſe Begebenheiten der Reihe nach erzählen, um den Helden ſofort gleichſam vor unſere Augen zu ſtellen. Und, trotz aller Ausrufungen der Philoſophen, wird doch der Eroberer allemal unſere Aufmerkſamkeit mehr, als der Fürſt reizen, der in einem ununterbrochnen Frieden, ohne ſich ſeinen Nachbarn furchtbar zu machen, blos die Glückſeligkeit ſeines Volks befördert. Das Glänzende macht immer mehr Eindruck als das Sanfte, wenn gleich das letztere ein wahres, und das erſte nur ein

Scheingut

Scheingut iſt. Einen lebhaften Beweis hievon giebt uns die Geſchichte eines Reichs, das nur erſt in unſern Tagen aus ſeiner Dunkelheit entriſſen worden, eine neue Epoche macht, auch vermuthlich bald die Liebe zur Geſchichte anderer Staaten, wenigſtens auf einige Zeit, verdrängen wird. Der Römer, voll von dem Geiſte und dem Ruhm ſeiner Stadt, ſahe die Geſchichte nur aus dieſem Geſichtspunct, und entwarf ſie mit einer Art des Enthuſiasmus gegen ſein Vaterland, der allen Römern eigen war, und wovon uns kein ander Volk ſo viel Beyſpiele ſehen läßt. Er vergab ſich dahero gewiſſe Unrichtigkeiten, die ihn ſeinen Endzweck näher brachten, und die man noch bis dieſe Stunde nicht gänzlich entdeckt hat, ſo viel Mühe ſich auch die Philoſophie bey dem Mangel an Nachrichten gegeben hat. Unter den Kaiſern hielt dieſer Enthuſiasmus nach. Die Begebenheiten wurden verwickelter, und zum Theil unerheblicher: Die Räthe traten an die Stelle einer geſetzten und klugen Standhaftigkeit. Die Geſchichte der Kaiſer, ſo ſehr ſie ſich auch unſern Zeiten nähert, intereſſirt uns doch weit weniger, da ſie größtentheils nur ein Ver-

zeichniß der widernatürlichſten Ausſchweifungen, und des dummen Aberglaubens iſt. Und ſo genau auch die Geſchichtſchreiber hiebey verfahren, ſo ſind ſie doch, den Tacitus und Sveton ausgenommen, keinesweges die Muſter, die man den unſrigen zur Nachahmung vorſtellt.

Clerc hat in ſeinen Parrhaſianis, uns ſehr richtige Linien zum Bilde eines guten Geſchichtſchreibers vorgezeichnet; und vielleicht iſt er von manchen Methodiſten, ohne ſich deſſen zu rühmen, geplündert worden. Er führet unter andern an, daß zwiſchen den hiſtoriſchen Methodiſten ein Streit geweſen, ob es erlaubt ſey, in der Geſchichte Unterſuchungen, Urtheile und Schlüſſe mit einzumengen. Dieſer Streit, er mag ſo gelehrt ſeyn als er will, iſt offenbar ſehr unnöthig. Der Geſchichtſchreiber ſoll ſich zwar blos an Begebenheiten halten. Allein, wenn dieſe Begebenheiten nicht vollſtändig ſind, wenn ſie ſich widerſprechen, wenn eine die andere aufhebt, wenn er in den Begebenheiten eine Lücke findet; ſoll er hier nicht unterſuchen und urtheilen, und den geſunden Menſchenverſtand nicht brauchen, den man doch überall

all zu brauchen verbunden iſt? Solche widernatürliche Meynungen verdienen nicht einmal eine Widerlegung, und Clerc hat ſich zu lange dabey aufgehalten. Man darf ſie nur anführen, um ihren Urheber als einen Thoren zu zeigen. Dank ſey es unſern erleuchteten Zeiten, daß wir nicht einmal die Aufwerfung einer ſolchen Streitfrage zu befürchten haben, und eine Abhandlung hierüber nur wie eine verrufene Münze betrachten dürfen, die man blos des Alterthums wegen noch aufbewahret. Wir haben ſogar eine Philoſophie der Geſchichte. — Ich muß bekennen, daß ich dieſen Titel nicht verſtehe, wenn er etwas anders, als den Gebrauch der Philoſophie in der Geſchichte ausdrücken ſoll. Und ich glaube, daß er vielen Leſern, denen die Vorſicht nicht mehr, oder eine andere Art der Erleuchtung, als mir beſchieden, eben ſo werde gegangen ſeyn. Es iſt wahr, ellenlange Titel, die zugleich Innhalt, Vorrede und Regiſter enthalten, ſind höchſt verdrüßlich. Ich ſehe aber doch nicht ein, warum man nicht kurze, und doch verſtändliche Titel machen könne. Der Titel eines jeden Buchs, muß deſſen Innhalt deutlich zeigen,

und unverworren und aufrichtig seyn; damit man nicht nach dem Titel Wahrheit und Unterricht sucht, und Bisarrerien findet. Also wenn der Verfasser jenes Buchs, nichts mehr und nichts weniger als den Gebrauch der Weltweisheit in der Geschichte zeigen und beweisen wollen; so hat er ja kein Schelmstücke begangen, daß er es unter einen mystischen Titel zu verbergen nöthig gehabt hätte. Aber freylich hätte er sodann gleich in fronte libri, zugestehen müssen, daß er eigentlich nichts neues sagte. Ist es aber nicht schon ein Verdienst, das Alte auf eine neue Art zu behandeln, und seine Einsichten zu zeigen; zumal die Erfahrung lehrt, daß die Wissenschaften, wenn zwey große Genies einerley Gegenstand behandeln, allemal gewinnen.

Diese Anwendung, oder vielmehr Verbindung der Philosophie mit der Geschichte, hat uns inzwischen ein wichtiges Geschenke durch die Geschichte der Menschheit gemacht, an welcher verschiedene unserer aufgeklärten Genies gearbeitet haben. Sie ist freylich noch sehr unvollkommen, und wird es auch so lange bleiben, bis ein glücklicher Zufall uns die Archiven uud Nachrichten der ersten Menschen

und

und Staaten, in die Hände liefert. Gegenwärtig müssen wir blos aus den abgebrochnen Stücken ein Ganzes zusammen setzen, das uns aber von dem ersten Anfang und Fortschreiten der Menschheit, so wenig einen vollständigen Begriff verschafft, als die vorhandenen Ruinen von der Gestalt der griechischen und römischen Gebäude. Vielleicht aber haben die Verfasser dieser Geschichte, noch zu wenig dasjenige beobachtet, was uns die alten Geschichtschreiber von Nachrichten liefern. Vielleicht haben sie sie auch blos um deswillen vernachlässiget, weil sie alles durch Schlüsse herauszubringen glaubten. Vielleicht auch haben ihnen diese historische Nachrichten unrichtig geschienen, weil sie mit ihren angenommenen Hypothesen nicht übereinkamen. Alle diese Fälle sind bey einem Schriftsteller möglich, der von seinem Gegenstand voll ist. Er kann nichts vertragen was ihn verdunkelt, oder seine Augen davon ableiten will.

Ich habe alle diejenigen, so über die Geschichte der Menschheit geschrieben, in Verdacht, daß sie denjenigen Geschichtschreiber, den sie am ersten nachschlagen sollen, am wenigsten zu Rathe ziehen. Alles, was wir von dem

dem Zuſtand der erſten Menſchen wiſſen, hat uns Moſes gelehrt, und ſo kurz auch ſeine Erklärungen ſind, ſo richtig müſſen wir doch ſelbige finden, wenn wir ſie ohne Verblendung unterſuchen. Wenn dieſer uns den Zuſtand der erſten Menſchen beſchreibt, ſo können wir uns unmöglich überreden, daß derſelbe aus dem Schoos der Natur, als ein Hurone hervor gekommen. Vor dem großen Falle iſt es obnedits klar, aber nach dem Falle kann doch Adam unmöglich in einen ſolchen Zuſtand verfallen ſeyn, daß er mit den Thieren Gras gegeſſen, und weiter nichts als thieriſche Bedürfniſſe empfunden. Der rohe Zuſtand des Menſchen iſt dahero weiter nichts, als eine Ausartung der Natur, und dem Menſchen nach der Beſtimmung des Schöpfers ſo wenig angemeſſen, als die Ideen des Plato, die uns ſchlechterdings über die Erde, in die Welt der Geiſter erheben wollen. Ich ſage nicht, daß der Menſch niemals in einem ſo rohen Zuſtand geweſen: denn das dürfte vielleicht wider die Erfahrung ſtreiten. Nur weiß ich nicht, ob man füglich ſeine Geſchichte mit dieſem Zuſtand anfangen können, ohne vorher zu unterſuchen, wie er in ſelbigen verfallen.

fallen. Hätten wir keinen Geſchichtſchreiber wie Moſes, ſo wäre die ganze Frage unnütze. Denn alsdenn wüßten wir von unſerm Entſtehen auf dieſer Welt gar nichts, und müßten uns mit zerſtreuten, unvollkommnen, und höchſtens nur wahrſcheinlichen Erzählungen, zufrieden ſtellen, und unſere Schlüſſe ſo gut als möglich machen. Wir haben aber einmal bey ihm einen Leitfaden, der uns aus dem großen Labyrinth herausführt, warum weilen wir ihn nicht begierig ergreifen? Die Art und Weiſe, wie von Gott unterrichtete Menſchen ſich bis zum Grade der Wildheit erniedrgen können, die Zeit, wenn es geſchehen, läßt ſich freylich nicht beſtimmen. Das aber läßt ſich, nach meiner Meynung, daraus folgern, daß die Nachkommen Adams alsdenn, wenn ſie zu Wilden worden, als ausgeartete Kinder von ihrem Stammvater, und den erſten Menſchen, zu betrachten ſind.

Meine Abſicht iſt zwar niemals geweſen, meine allgemeine Betrachtungen durch einzelne Beyſpiele zu erläutern. Ich wollte dieſe Beſchäfftigung meinen Leſern überlaſſen, und ihnen Muße geben über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit meiner Beobachtungen nachzudenken.

denken. Mein Tadel des Mißbrauchs der Philoſophie in der Geſchichte ſchien mir aber doch einen nähern Beweis zu erfordern, den ich nicht beſſer, als durch ein Beyſpiel führen kann. Das Anſehen, welches die philoſophiſchen Unterſuchungen des Hrn. von P. über die Aegypter und Chineſer, und über die Amerikaner, ſich in unſern Tagen erworben haben, mußte mich nothwendig zu deren Durchleſung antreiben. Ich lernte die Unterſuchungen über die Aegypter und Chineſer zuerſt aus dem deutſchen Merkur kennen, und fand nachgehends, daß der Recenſent die Vorrede getreulich abgeſchrieben hatte.

Niemand wird dem Verfaſſer eine ausgebreitete Kenntniß, und eine Stärke des Verſtandes abſprechen, die ſich in ſeinem Werk nur allzumerklich äußert. Unterdeſſen finde ich doch, mit ſeiner Erlaubniß, in ſeinen zu gewagten Sätzen, und in den nicht allemal mit hiſtoriſchen Gründen beſtätigten Vorausſetzungen, eine etwas übertriebene Anwendung der Philoſophie auf die Geſchichte. Er hat ſich die Liebe zum Vernünfteln zu ſehr verleiten laſſen, um Facta durch Schlüſſe als gewiß zu beſtimmen, wo ihn die hiſtoriſchen

Nach-

Nachrichten verlassen haben. Sollte er nicht zuweilen den Einwurf bey sich selbst gefühlt und aus Liebe zum Raisonnement unterdrückt haben, daß man die Facta in der Geschichte nicht durch philosophische Probleme, so wie etwan in der Mathematik, verbeyene Wahrheiten durch die Algebra herausbringen könne? Sollte diese Methode allgemein geltend gemacht werden; so wird alle Mühe, zwey sich widersprechende Geschichtschreiber mit einander zu vergleichen und zu vereinigen, auf einmal unnütz, und eine völlig überflüßige Beschäfftigung. Denn es kommt sodann nur auf die Laune an, in der sich die Philosophie bey uns befindet, um diesem oder jenem Geschichtschreiber, welchen wir wollen, allen historischen Glauben abzusprechen. Und nun zu einigen einzelnen Beyspielen.

Herr von P. tadelt in seinen Untersuchungen über die Aegypter und Chineser auf der 22. S. der deutschen Uebersetzung den Marsham, daß er um die ungeheure Anzahl der Könige in Aegypten der Wahrheit gemäß einzuschränken, angenommen, daß vier oder fünf Könige auf einmal zugleich regieret hätten. Der Raum des Landes scheint ihm zu

klein zu seyn. Ich will hier nicht untersuchen, ob er, oder diejenigen, denen er zu folgen vorgiebt, nicht den Raum dieses Landes etwas zu klein gemacht habe. Einem Mann aber, der sein Augenmerk der Geschichte so entfernter Zeiten widmet, hätte doch wohl beyfallen können, daß ein mäßiger Strich Landes, und oft eine einzige Stadt, damals genug war, dem Besitzer davon den Namen eines Königes beyzulegen. Die Geschichte des Mosis hätte ihn belehren können, daß in einem noch kleinern Bezirk als Aegypten, fünf Könige gewesen, die es dem Herrn von P. gewiß übel genommen, und ihn vielleicht gar bestraft haben würden, wenn er ihnen diesen Ehrennamen absprechen wollen. Freylich waren es keine Könige von Frankreich. Ihre Länder aber verdienten doch wohl den Namen eines Königreichs, so gut, als Algarbien.

Doch muß ihn überhaupt Moses ein sehr unbedeutender Schriftsteller seyn, weil er die Ursache der Verwirrung der ägyptischen Chronologie in der vorgefaßten Meynung sucht, ihre Jahrbücher nach den Jahrbüchern der Juden einzurichten. Wenn Herr von P. die Geschichte Mosis als unächt oder ungewiß ver-

verwirft, und die weltlichen Schriftſteller vorzieht; ſo iſt hier der Ort nicht, mit ihm über dieſe Sache zu ſtreiten. Iſt es aber gewiß, daß die weltlichen Scribenten von alten Sachen nichts wiſſen, und was ſie davon lallen, entweder aus den Schriften Moſis erbettelt, oder aus einer mit vielen Fabeln angefüllten Tradition erhalten habe. S. Gundling. P. XXXIX. S. 314. ſo iſt wohl nichts natürlicher, als der Verſuch die weltliche Geſchichte mit der Geſchichte des jüdiſchen Volks, in einen Zuſammenhang zu bringen, und die Zeitrechnung der einen aus der andern zu verbeſſern: Und was geben uns denn diejenigen, ſo ſolches nicht wollen geſchehen laſſen, vor ein ander Mittel an die Hand, das Dunkle in der Geſchichte aufzuklären?

Zweytauſend Jahr vor unſerer Zeitrechnung ſollen nach dem Herrn von P. die Aegypter ſchon in allen Arten von Edelſteinen geſchnitten haben; hieraus folgte ein hohes Alterthum dieſes Volks, weil dieſe Kunſt ſchon ein policirtes Volk vorausſetzt, und Jahrhunderte verfliessen muſten, ehe die Aegypter an dieſe Kunſt gedacht haben. Daß die Steinſchneidereyen, wenn auch, wie bey andern

Kün-

Künſten, ihr Anfang ein Werk des Zufalls geweſen, ſchon groſſe Kenntniſſe vorausſetzt, iſt nicht dem mindeſten Zweifel unterworfen. Woher kann aber der Herr von P. dieſen angenommenen Zeitpunct beweiſen? Gogwet vom Urſprung der Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften, 2. Th. 2. B. Cap. 3. Art. 3. bleibt bey den Zeiten Moſis ſtehen, ohngeachtet es allerdings wahrſcheinlich iſt, daß die Kunſt Edelſteine zu ſchneiden, noch vor den Zeiten dieſes Herführens der Juden bekannt geweſen. Laßt uns mit dem Herrn von P. annehmen, daß im zweytauſenden Jahre der Welt dieſe Kunſt erfunden worden, ſo ſind doch nach der Sündfluth viertehalb Jahrhunderte verfloſſen geweſen, wo man der Steinſchneider-Kunſt den Urſprung gegeben. Ein Zeitraum, der warlich groß genug, um den erſtern auf ihre Vortheile ſo aufmerſamen Völkern zu allen nützlichen Erfindungen Friſt zu verſchaffen. Man muß auch nicht aus der Acht laſſen, daß die Welt ſchon bis zur groſſen Sündfluth 1656 Jahr geſtanden hatte, und daß mit den ertrunkenen Menſchen nicht alle ihre Einſichten, Kenntniſſe und Wiſſenſchaften verlohren gegangen, vielmehr zuverläßig

läßig, mit Noah und seinen Söhnen erhalten worden. Man wollte denn aus Liebe zur Philosophie annehmen, daß Noah und seine Kinder deswegen, weil sie fromm waren, Dummköpfe gewesen sind. Man ist dahero schlechterdings genöthiget, den Fortgang der Künste und nützlichen Kenntniße nach der Sündfluth viel geschwinder anzunehmen, weil nicht mehr alles, so wie nach der Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradieß, von neuem erfunden werden durfte, sondern jemand vorhanden war, der andern Unterricht geben konnte. Es kommt mir vor, daß diese Betrachtung denjenigen entwischt sey, die über die damaligen Zeiten philosophiren. Und doch hätte sie der ohngefehr hundert Jahr nach der Sündfluth unternommene Bau des Thurms zu Babel, hiervon unterrichten sollen. Wenn auch der Verfaßer dadurch weiter nichts, als das Alterthum der Aegypter beweisen wollen, so kann man ihm solches ohne diesen Beweis zugeben. Denn Schulford behauptet, daß Mizraim schon im Jahr der Welt 1770. bey Aegypten, in dem nachherigen Mauritanien gelandet habe. Ich fürchte aber sehr, daß der Verfaßer mit seinem

nem Beweiſe etwas mehr ſagen, und vielleicht die ganze moſaiſchen Nachrichten und Zeitrechnung, unkräftig machen wollen.

Ich bin vielleicht weitläuftiger geweſen, als es der Geſchmack meiner Leſer vertragen wird. Es ſchien mir aber doch ein Beweis nöthig zu ſeyn, wie wenig man unſern philoſophiſchen Geſchichtſchreibern trauen kann. Je größer ihre Einſichten ſind, deſto mehr iſt Gefahr vorhanden unter ihren Schlüſſen, die hiſtoriſche Wahrheit zu verlieren, um die ſie ſich doch, ihrem Vorgeben nach, beyfern. Selbſt phyſikaliſche Wahrnehmungen und Urſachen reichen nicht allemal zu, um etwas in ſo entfernten Zeiten wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich zu finden. Und der Schluß von der jetzigen Beſchaffenheit eines Landes oder Volkes, auf das vorige, iſt zu unzuverläßig, als daß dadurch etwas gewiſſes und feſtes beſtimmt werden könnte.

Einem Jahrhundert wie das unſrige, wo die Wiſſenſchaften mit ſo vielen Entdeckungen bereichert, und in einen blühenden Zuſtand verſetzt worden, konnte es nicht an einer neuen Methode zum Vortrag der Geſchichte fehlen. Herr Prof. Schlözer hat

hiezu

hiezu den Entwurf gemacht, und ob ich gleich nicht zu den Gelehrten gehöre, denen er die Prüfung ſeiner Vorſchläge überlaſſen, ſo wird er mir doch erlauben, als ein Laye, meine Meynung zu ſagen. Wenn ſeine Methode bey Abfaſſung einer Univerſalgeſchichte, zur Richtſchnur dienen ſoll, ſo kann ihn wohl niemand billigen, der in der Hiſtorie auf Richtigkeit, Ordnung, und Deutlichkeit ſieht. Ich glaube aber, daß dieſes nicht ſeine Abſicht, ſondern blos der Unterricht in der Geſchichte ſein Endzweck ſey. Wenn nur ein Unterricht in der Geſchichte mit jungen Leuten auf Schulen, oder zu Hauſe vorgenommen werden ſoll, ſo ſcheint mir dieſe Methode ſehr geſchickt. Sie lernen dadurch gerade ſo viel als ſie brauchen, um auf Akademien den Vortrag des Lehrers zu faſſen, und eine vollſtändigere und genauere Kenntniß der Geſchichte zu erlangen. Vor dergleichen Art Leute ſind allgemeine Ideen genug, da ihr Verſtand noch nicht die Reife erlangt, in das beſondere der Wiſſenſchaften einzudringen. Eine ſolche Unterſuchung bleibt billig vor ein Alter aufbewahret, welches das Feuer der erſten Jugend mäßiget. Ob aber ein Student,

welcher

welcher die Geſchichte nicht blos aus Galanterie, ſondern aus Neigung und Begierde hört, ſich davon vollkommne Kenntniß zu erwerben, ob dieſer mit ſo willkührlich angenommenen Zeiträumen, wobey ein Hauptſtück der Geſchichte, nemlich die Zeitrechnung leidet, zufrieden ſeyn, und ſeinen Endzweck erreichen könne, überlaſſe ich andern zur Beurtheilung.

Es iſt ſicherlich ſchwerer und gefährlicher, eine Geſchichte, die man uns blos nach willkührlich angenommenen Epochen gelehret, nach der Zeit kritiſch zu berichtigen; daß wir nicht den Fleiß und die geringe Mühe vorziehen ſollten, gleich vom Anfange die Begebenheiten der Welt in ihrem wahren Zuſammenhange, und in allen ihren Umſtänden zu lernen. Auch hier gilt das Sprüchwort, Unterricht und Gewohnheit werden zur andern Natur. Und demjenigen, welcher die Begebenheiten in der Geſchichte mit einem zu großen Maasſtabe zu meſſen angewöhnet worden, wird ſicher ein kleinerer, ob ſchon richtig abgezeichneter, aus der Hand fallen, oder er weiß ihn mit jenem nicht in ein Verhältniß zu bringen.

Ueber

Ueber die schönen Wissenschaften.

Die Stelle des Cicero, Litterae juventutem alunt &c. in welcher er die schönen Wissenschaften so ausnehmend erhebt, ist tausendmal gebraucht und aufgeschrieben worden. Wenn ein so allgemeiner Beyfall uns für die Richtigkeit der Sache, die Gewähr leisten kann, so muß hiebey nicht der mindeste Zweifel übrig bleiben. Man kann derselben noch das Zeugniß des Cellar in seinen Programmen beyfügen, welches als eines ächten Kenners dieser Wissenschaften gewiß von nicht geringerm Gewicht ist. Litterae humaniores, spricht er, animo alendo natae sunt, et mirifice ornando, ut ingenium perficiatur, et sibi ac reipublicae uberiores fructus ferat. Inzwischen wenn dieser so sehr angepriesne Nutzen der schönen Wissenschaften nicht durchgehends erkannt wird, oder nicht allemal im practischen Leben hervorscheinen will; so verdient der Grund von dem Widerspruch zwischen dem Lehrsatz und seiner Anwendung einige Untersuchung. Entweder alle die Zeugen, die vor die Sache der schönen

Wissenschaften aufgetreten sind, haben aus Enthusiasmus geirrt, oder der Fehler liegt bey uns, und in den Gebrauch den wir von ihnen machen.

Man hat die in den Schulen bekannten humaniora, durch schöne Wissenschaften übersetzt. Die Uebersetzung ist, dem Wortverstand nach, richtig, da beyde Worte einerley Begriffe ausdrücken. Man hat aber den deutschen Begriff dadurch enger gemacht, wenn man zu den schönen Wissenschaften blos die Poesie und Beredsamkeit rechnet: da doch die Alten unter ihren humanioribus annoch die Grammatik und die Geschichte verbunden mit der Mythologie und den Alterthümern, verstanden. Ich weiß wohl, daß auch die neuern über dasjenige, was man zu den schönen Wissenschaften rechnen soll, gestritten haben. Allein man hat doch den Streit fast unausgemacht gelassen, und begnügt sich in den Lehrbüchern der schönen Wissenschaften, blos die ersten beyden abzuhandeln.

Inzwischen ist die Berichtigung dieser Frage, bey der Untersuchung, in wie weit die schönen Wissenschaften auf die höhern einen Einfluß und Nutzen haben, von der äußer-

sten

ſten Wichtigkeit. Ich ziehe den Vortheil, der uns aus der Poeſie und der Beredſamkeit überhaupt zufließt, keinesweges in Zweifel; daß er aber in höhern Wiſſenſchaften und tiefern Kenntniſſen von derjenigen Größe ſey, daß er die, in den bekannten Gemein-Oertern, den humanioribus gegebenen Lobſprüche, verdiene, kann ich mich ſogleich nicht überreden laſſen. Es iſt wahr, indem ſie unſern Witz und Einbildungskraft ſtärken, ſo verbreiten ſie über unſer Studiren eine gewiſſe Art von Leichtigkeit und Anmuth, und unſere Seele empfindet die ſinnlichen Eindrücke mit einer Lebhaftigkeit, die bey einer fortgeſetzten Uebung zur Fertigkeit wird, und ſich über alle Gegenſtände verbreitet. Man muß aber nicht vergeſſen, daß dieſe beyden Seelenkräfte, zu unſerer vollkommnen Einſicht zwar unentbehrlich, aber nicht mächtig genug ſind, uns vor Irrthümern zu bewahren, wenn ſie in ihren Wirkungen nicht durch den Verſtand geleitet werden. Will man alſo den Einfluß und den wahren Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften auf unſere höhere Kenntniſſe, bey denen der Verſtand vorzüglich arbeiten muß, blos in der Entwickelung und

der Stärkung unſerer Seelenkräfte beſtimmen, ſo ſehe ich nicht ab, was uns hindern ſollte auch die Mattheſis in die Claſſe der ſchönen Wiſſenſchaften zu ſetzen, die eben das vor den Verſtand, was dieſe vor den Witz und die Einbildungskraft leiſtet.

Ich weis nicht, ob unſere Baumeiſter der Lehrgebäude über die ſchönen Wiſſenſchaften, mit mir ſehr zufrieden ſeyn werden. Es iſt mir aber um die Wahrheit zu thun; und bey dieſer Unterſuchung räume ich alles aus dem Wege, was mich im Gehen verhindert. Wenn man einer Sache einen Einfluß oder Nutzen auf eine andere zueignet: ſo muß die eine entweder die Vorbereitung ſeyn, oder die Mittel an die Hand geben, die andere leichter und vollſtändiger zu behandeln, und zu faſſen. Dieſes iſt evident, und von allen denen angenommen worden, welche den wechſelſeitigen Einfluß aller Wiſſenſchaften gezeiget haben. Wenden wir dieſe Bemerkungen auf die Poeſie und Beredſamkeit einzig und allein an; ſo finden wir, wie mich dünkt, ihre Unzulänglichkeit, und ich bin überzeugt, daß der Beweis des Gegentheils unmöglich ſey. Was bleibt daher übrig als das Reſultat; daß,

daß, um den Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften auf die höhere Theile der Gelehrſamkeit zu behaupten, man ſie wie die Alten claſſificiren, und nicht blos auf die Beredſamkeit und Dichtkunſt einſchränken müſſe.

Hierüber weitläuftige Beweiſe zu führen, wäre höchſt überflüſſig und verriethe ein Mißtrauen in die Erleuchtung unſerer Zeiten. Es iſt gewiß keine ſogenannte höhere Wiſſenſchaft mehr übrig, in welche nicht der Einfluß der humaniorum, theils gelegentlich, theils in beſondern Schriften bewieſen worden. Man hat dieſe Beweiſe allemal mit Vergnügen geleſen; und ich glaube auch noch gegenwärtig, daß ſie in verſchiedenen Büchersammlungen der Gelehrten des jetzigen Zeitalters vorhanden ſeyn werden, allein auch, daß man ſie nur, ſo wie die alten Familiengemälde aufbehält. Man darf aber auch nur die Geſchichte der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, und die Beſchaffenheit der Zeiten, ſo vor ihr vorher gegangen ſind, vor Augen haben, um aller andern Beweiſe, die ins Beſondere gehen, zu entbehren. Witz und Scharfſinn durch einen natürlichen Hang zu Spitzfindigkeiten gemäßet, waren

die Eigenschaften eines Gelehrten, mit welchen er sich in das Feld der Wissenschaften wagte, und die dunkeln Stellen in den Schriften der Alten, durch mühsame Untersuchung und Herbeyziehung fremder Gegenstände aufzuklären suchte; dadurch aber freylich, anstatt die Wahrheit zu finden, blos seine eigne Träumereyen ans Licht brachte. Ihm mangelte in der That an seinen Fähigkeiten weiter nichts, als die Kenntnisse derjenigen Wissenschaften, welche die Griechen durch eine glückliche Revolution nach Italien brachten, und dadurch zum zweytenmale die allgemeinen Lehrmeister wurden.

Kaum hatte man sich mit diesen Kenntnissen bereichert, so empfand man die vorige Armuth. Und man sahe, daß man sich vergeblich bemühet hatte, den Mangel durch eignes Nachdenken zu ersetzen; welches so lange unvollkommen bleiben mußte, als die Hülfsmittel solches auf den richtigen Punct zu leiten, noch im verborgenen lagen. Man spürte sogleich den Nutzen, der mit der Anwendung der schönen Wissenschaften unzertrennlich verbunden, und auch da noch vorhanden ist, wenn man ihn nicht sehen will.

Tausend

Tausend unrichtige Sätze und Resultate in den Wissenschaften wurden ausgemerzt; und man bekam sogleich die Waffen in die Hand, die Unwissenheit aus den Grenzen des Reichs der Gelehrsamkeit zu vertreiben, und die Wege zu reinigen, die mit Scholastischem Wust angefüllt waren. Die Theologie und Jurisprudenz genossen davon die ersten Früchte in ihrer Reinigung; und Leo der Zehnte dachte damals, als er die Griechen beschützte, gewiß nicht daran, daß er zu einer seinen Nachfolgern furchtbaren Erleuchtung des menschlichen Verstandes, Gelegenheit gab. Kaum war der Anfang gemacht, als sich alle großen Geister vereinigten, in den Wissenschaften die glückliche Reformation zu befördern, welche dem Menschen bessere Einsichten verschaffte; und unsere Zeitgenossen haben in den Bemühungen ihrer längst entschlafenen Väter, die Gründe zu suchen, warum sie sich und ihre Zeiten für erleuchtet preisen können. Die gemachten Entdeckungen eines Cujaz, von dem wahren Verstande der römischen Gesetze, brachten uns auf die Spur von deren Geist. Diesen Geist bekam nachher ein Montesquieu in seine Gewalt, welcher ihn mit dem Geiste der

übrigen Gesetze bekannt machte, den seine Nachfolger zwar ebenfalls sehen wollten, hingegen da sie blos den Mantel des Propheten erhalten hatten, nicht zu Geisterſehern geschaffen waren. Man lacht heut zu Tage über die Lehrer der Politik des vorigen Jahrhunderts, wenn sie zu Bestärkung ihrer Sätze die vermoderten Römer und Griechen anführen; und man bedenkt nicht, daß wir von ihnen den wahren Gebrauch der Geschichte gelernt haben.

Ich bin vielleicht schon zu weitläuftig gewesen, eine Sache zu beweisen, die eigentlich keines Beweises bedarf. Inzwischen scheint doch die decies repetita in unsern Tagen nöthig zu seyn, um das placebit wieder in Gang zu bringen. Denn trotz alles Eyfers, die Hochachtung der schönen Wissenschaften allgemein zu machen, bleibt dennoch eine große Anzahl bey aller Lebhaftigkeit der Beweise unempfindlich, und betrachten den Mann, der sich ihnen weiht, nicht viel besser als einen angehenden Bettler, der auf sein Alter dem gemeinen Wesen zur Last wird. Die, so noch am gelindesten davon urtheilen, bedauern die Zeit, die man zu Kenntnissen verschwendet, die,

die, nach ihrer Meynung, zu nutzbarern Arbeiten angewendet werden sollen. Wer Gelegenheit hat mit Personen, von verschiedenen Alter, Sitten und Caracter, umzugehen, wird sich selbst von der Würklichkeit dieser gefällten Urtheile überzeugen können. Die Erfahrung wird ihn lehren, daß noch ganze Provinzen sind, von Städten will ich gar nichts sagen, wo die schönen Wissenschaften sich nicht viel besser, als in ihrem ersten rohen Zustande befinden, wofern sie nicht gar noch von der Unwissenheit versteckt gehalten werden. Der Fehler hievon liegt allerdings in der Erziehung, und in der ersten Art des Unterrichts unserer Jugend; grösstentheils aber auch darinnen, daß sich viele zum Studiren bestimmen, oder bestimmen lassen, die von der Natur zu einer ganz andern Lebensart ausersehen worden. Wie wollen Leute, die in den Anfangsgründen der Gelehrsamkeit, wozu die schönen Wissenschaften schlechterdings gerechnet werden müssen, nicht gehörig unterrichtet worden, jemals die Einsicht erhalten, ein richtiges Urtheil zu fällen? Die Erinnerung an die schmerzhafte Empfindung von der Ruthe, unter der sie ihr bißchen Küchenlatein

gelernet haben, muß ihnen noch in späten Jahren einen Ekel verursachen, der in der Verachtung desjenigen, was sie nicht verstehen, seinen Ausbruch findet.

Eigentlich verdient diese blinde Rotte gar nicht, daß man sich mit ihr abgiebt. Sie ist sogar unter allem Mitleid. Es ist aber noch eine andere Classe solcher Verächter der schönen Wissenschaften, die um deswillen verführerisch ist, weil sie bey ihren sonst guten Einsichten in andere Kenntnisse, viele zum Beyfall verleiten kann, die noch zu unreif sind, den wahren Werth eines Dinges zu beurtheilen. Man kann ihnen nicht vorwerfen, daß sie in ihrer Jugend keinen hinlänglichen Unterricht in den schönen Wissenschaften gehabt, oder solchen verabsäumt hätten. Sie haben sich aber, in der Folge der Zeit, von der Mode hinreißen lassen, welche gewisse Kenntnisse auf den Thron erhoben, die unter dem prächtigen Titel, practische Wissenschaften, auf dem Erdboden, eine gar ansehnliche Figur machen. Bey der Leichtigkeit, womit sie diese practischen Künste gefaßt, haben sie den wohlthätigen Einfluß vergessen, den die schönen Wissenschaften gehabt haben. Sie denken

Univ.-Bibl. München

denken nicht mehr daran, daß sie durch diese, zu höhern Kenntnissen vorbereitet, daß ihr Verstand dadurch aufgeklärt worden, in kurzer Zeit zweitere Schritte in den Wissenschaften zu machen, als diejenigen, so dieser Vortheile beraubt gewesen. Es ist ein allgemeines Vorurtheil des Alters, daß es auf die Beschäfftigungen in der Jugend mit allzuvielem Stolz herabsieht. Ein Tanz muntrer Jünglinge kommt ihm abgeschmackt vor, weil er es nicht mehr weiß, oder wissen will, daß ihm der Unterricht des Tanzmeisters geben gelernt hat. Das glückliche Gedächtniß, welches den Alten gemeiniglich die Vorfälle der ersten Jugend zurück ruft, unterhält sie nur mit ihren Schwachheiten und Irrthümern. Da sie aber sich nicht mehr der Stufenfolge ihrer Kenntnisse deutlich erinnern können, auch ein Nachdenken hierüber ihnen zu mühsam wird; so ist nichts leichter, als daß sie solche Beschäfftigungen, die zu bessern Einsichten anleiten, nunmehro für überflüssig halten, da sie diese Einsichten selbst schon besitzen. Solche Urtheile werden zu plötzlich gefällt, als daß sie wahr seyn sollten, und man vermißt überall den Beobachtungsgeist. So wenig es

möglich

möglich ist, in 24 Stunden ein Pfropfreiß zum Baume wachsend zu machen; so unmöglich ist es auch, der Jugend Kenntnisse beyzubringen, zu deren Eindrücken ihre Seele noch gar nicht geschickt ist. Man darf nur auf die Entwickelung unserer Seele, von der ersten Kindheit an, Achtung geben, so wird man nirgends einen Sprung, sondern blos eine successive Entstehung der Begriffe wahrnehmen. Unsere einsichtsvolle Psychologen haben aus diesen Wahrnehmungen die richtigsten Vorschriften für den Unterricht der Jugend abgezogen. Daß diese Vorschriften nicht durchgehends befolgt werden, schadet ihrer Richtigkeit nichts. Es kommt hier auf die Leichtigkeit an, womit man der Jugend die Kenntnisse beybringt, und auf die Wahl der Methode einen Begrif aus dem andern entstehen zu lassen. Und es ist die Frage um den kürzern und gebähntern Weg, sie zu den Wissenschaften zu führen, ohne sie beständig über Steine und Klüfte springen zu lassen. Auf diesem Wege aber stellen sich die schönen Wissenschaften dar, um den Witz und die Einbildungskraft des Jünglings zweckmäßig zu beschäfftigen. Um in spätern Jahren den

Verstand

Verſtand zur Reife zu bringen, müſſen die untern Seelenkräfte frühzeitig gewartet werden. Man würde die Stufenfolge unſerer Erkenntniß zerſtören, und eine gänzliche Verwirrung veranlaſſen, wenn man der Stimme derer folgen wollte, die bey der beſtändigen Berufung auf den Verſtand, zu vergeſſen ſcheinen, daß die Seele auch andere Kräfte habe, deren Ausbildung ſchlechterdings nothwendig iſt, um ein vollkommnes Ganzes zu machen.

Meine Leſer werden mir dieſe kurze Declamation verzeihen, die ich aus Enthuſiasmus für die ſchönen Wiſſenſchaften, hier angebracht habe. Man ſchreibe es, wenn ich mich zu lange dabey aufgehalten, auf die Rechnung des Aergerniſſes, daß ich bey Anhörung ſolcher elenden Urtheile gar oft empfinden, und verſchlucken müſſen, wenn ich es der Mühe nicht werth hielt, Leute zu widerlegen, die keine Grundſätze wiſſen, und zum Empfinden zu ſtumpf ſind. Ich werde kein Wort mehr von ihnen ſagen, vielmehr nunmehro meine eigne Vertheidigung übernehmen. Ich habe zu Anfang dieſes Abſchnitts angemerkt, daß man nicht recht gethan, wenn man den Begrif, den ſich die Alten von der ſchönen

Wiſſen-

Wissenschaften, oder den humanioribus machten, zu enge, und bloß auf die Beredsamkeit und Poesie einschränken will. Ich fürchte dadurch mir den Verdacht zugezogen zu haben, als ob ich aus Liebe zur alten Litteratur, der Beredsamkeit und Poesie, einen Theil ihres so allgemein erkannten Werthes rauben wollte. Wer mich aber recht verstanden, wird diesen Verdacht ungegründet finden.

Wenn ich gewünscht, daß man den Begrif der schönen Wissenschaften, weiter ausdehnen, und demjenigen ähnlich machen möchte, den man von den humanioribus gefaßt hat: so ist es ja klar, daß ich vielmehr einen vollständigen Begrif, als eine Trennung eines oder des andern Theils verlange, der den Cörper der Humaniorum ausmacht. Gehören nun die Rhetorik und Poesie unwidersprechlich dazu, so ist es wiederum offenbar, daß ich niemals ihnen einen Werth entziehen wollen, der ihnen von ewigen Zeiten her eigenthümlich zugestanden worden. Ich bin überzeugt, daß diese Wissenschaften am besten vermögend sind, unsern Witz zu verfeinern, unsere Einbildungskraft zu erhöhen, unser Genie überhaupt zu erweitern, und dadurch

durch in uns die Fähigkeit zu erwecken, die man Geſchmack nennt. Der Mangel dieſer Kenntniſſe zeigt ſich gar bald durch den Ausbruch einer rohen Gemüthsart.

Von der Beredſamkeit kann kein Zweifel entſtehen, da uns die Geſchichte häufig von den groſſen Würkungen unterhält, die ſie hervorgebracht hat. Sind gleich dieſe Vortheile in unſern Tagen etwas ſeltner worden, ſo haben ſie ſich doch ſicherlich nicht ganz verlohren. Und es geſchieht mehr aus Bequemlichkeit, wenn man ſich zu bereden ſucht, daß die Zeit, wo ein ganzer Staat, durch die Stärke eines Redners erhalten, und zu groſſen Entſchlüſſen ermuntert werden könne, gänzlich vorbey ſey. Noch immer könnte ſie ſich von einer erhabnen Seite, und in ihrer Würde zeigen, wenn gleich der Redner nicht mehr pro rostris auftreten, und zu einer Verſammlung von hunderttauſend Bürgern reden kann. Man hat ja noch heut zu Tage zwiſchen Staatsſchriften, die mit Geſchmack, und denen ſo in einer aſiatiſchen Sprache geſchrieben ſind: zwiſchen Predigten, die den Zuhörer überzeugen, indem ſie ihn rühren, und ſolchen, wo er bey einen lauten Geſchwätz

ſchwätz kalt bleibet, einen groſſen Unterſchied. Man kann ſich bey der Klage über den Verfall der Beredſamkeit, und dem gänzlichen Mangel an Begebenheiten, wo ſie ſich in ihrer Gröſſe zeigen ſollte, mit den Gründen tröſten, die Young den Seufzern über Mangel an Originalgenies entgegen ſtellt.

Und ſo iſt es auch mit der Poeſie; die unſere Tage, welche wir frey von Geſchäfften, den Muſen widmen, verſchönert. Ihre Bilder, ihre auf die Empfindung treffende Beweiſe und Ausdrücke haben auf unſere Seele einen Reiz der ſie erheitert, und mit ſich ſelbſt gleichſam zufriedner macht. Ich nehme hier auch nicht eine Art von Gedichten, und nur blos diejenigen aus, ſo wider das ausdrückliche Verboth der Muſen gefertiget ſind. Man hat heftig vor und wider die Gedichte von Wein und Liebe, und andern ſüſſen Tändeleyen, geſtritten, ohne die eine und die andere Parthey überzeugen zu können. Denjenigen, ſo ſie bis in die Hölle geworfen, hätte man von ihrem dicken Blut etwas abzapfen, und denen, ſo ſie bis in Himmel erheben, in ihr ätheriſches Blut etwas von dieſer dicken Maſſe einflöſſen ſollen.

Beyde

Beyde hätten ſich ſodann vereiniget, ihren Streit fahren laſſen, und, nicht eben alle Tage, doch zuweilen in einer Laube von Roſen, oder Rheinweyde, ſo wie ſie gerade bey der Hand war, redlich mit einander gezecht. Daß es einem Dichter verboten, oder unanſtändig ſeyn ſollte, die frohen Aufwallungen der Liebe, die Annehmlichkeit des Weins, die ſüßen Empfindungen eines unſchuldvollen Lebens, wobey freylich keine Entwürfe zur Verbeſſerung der Regierung, oder der Gewerbe, ſondern nur Tändeleyen vorkommen, zu ſchildern, kann ich mit der allertranſcendentalſten Vernunft nicht einſehen. Er hat den Beyfall aller Muſen, von Anakreons bis auf unſere Zeiten vor ſich. Wer heißt es aber den funfzig- und ſechzigjährigen Richtern des guten Geſchmacks, ſolche Lieder in die Hand zu nehmen, die vor ſie gar nicht geſchrieben ſind? Warum wiſſen ſie nicht, daß ihre Zunge zu rau iſt, um ſolche niedliche Gerichte zu ſchmecken. Verwirft man aber dieſe Lieder aus Furcht, daß ſie verführen möchten, ſo iſt dieſes weiter nichts als ein Popanz, womit die Ammen nur die Kinder ſchrecken können. Denn noch nie hat man wohl ei-

nen Trunkenbold mit den Liedern des Anakreons taumeln, oder einen Wollüſtling, mit der Sapho in der Hand, in ein Haus der Wollüſte hüpfen ſehen. Die ſinnlichen Empfindungen, die allenfalls dieſe Lieder erwecken könnten, ſind vor dieſe Automaten zu fein, die blos nach thieriſchen Inſtincten handeln. Könnten aber ihre Begierden durch dergleichen Lieder mäßiger, und ihre Empfindungen feiner gemacht werden; ſo muß man es ja dem Dichter vielmehr Dank wiſſen, daß er Thiere zu Menſchen umgeſchaffen hat. Der Dichter hat keine Schuld, daß man das zärtliche Gefühl der Freuden nicht mehr hat, das er ſchildert. Er thut was er kann; und ſchreibt das nieder, was er in einer unverderbten Natur geſehen hat.

Die ernſthaften Wächter der guten Sitten haben auſſerdem gewiſſe Gedichte, in welchen eine etwas zu bequeme Moral gepredigt worden, mit Seufzern beobachtet. Wie es gemeiniglich geht, ſo haben ſie weder ganz recht, noch ganz unrecht. Denn da viele Moraliſten bey ihren Vorſchriften zu vergeſſen ſcheinen, daß ſie von Menſchen befolgt werden ſollen: ſo war es vielleicht gut, daß die

ſchwache

ſchwache menſchliche Natur von andern in ihrem wahren Lichte dargeſtellt wurde. Man iſt mit vielen unſerer Fehler zu ſtrenge verfahren; indem man ſie theils über die Gebühr vergrößert, theils die Quelle nicht unterſucht hat, aus der ſie entſtanden ſind. Man hat nicht genug überlegt, daß ein jeder Menſch, in dieſer und jener Stellung, unter dieſen und jenen Umſtänden und Einſichten, eben dieſe Fehler begehen müſte, wenn er nicht ein Engel war. Das Weſen aller Weſen, welches die Menſchen grade ſo ſchuf wie ſie ſind, betrachtete ohne Zweifel, nach ſeiner Barmherzigkeit, dieſe Verachtungen mit Mitleiden. Wir ſollten uns hieran ein Beyſpiel nehmen, und zwar dafür warnen, ſie aber nicht anathemahren. Unterdeſſen gehört alles dasjenige, was man zur Grunde wider ſolche Gedichte oder Romane erinnern kann, eigentlich nicht hieher; indem der Verfaſſer keinen andern Endzweck gehabt, als ſein Syſtem der Moral der Welt darzulegen. Ob er nun dieſes durch Axiomen und Syllogismen, oder durch Bilder gethan, iſt in der That einerley. Hat er zu Einkleidung ſeiner Gedanken die Poeſie erwählt, ſo hat ihn vielleicht

leicht nur die Form am bequemſten dazu geſchienen. Das einzige, was die Gefahr einer Verführung vergrößern könnte, wäre allenfalls dieſes, daß in unſern Tagen die Romane und Gedichte am häufigſten geleſen werden, und unter tauſend Menſchen, die auf den Verſtand Anſpruch machen, bey neunhunderten die einzige Gelehrſamkeit ausmachen. Ich ſollte aber beynahe meynen, daß dieſe neunhundert bereits ſo verdorben ſind, daß ihr Uebel durch das zu feine Gift jener Gedichte, nicht ſonderlich mehr vergrößert werden könne.

Sollte aber nicht dem ohngeachtet von unſern Dichtern weniger getändelt werden? Das iſt nun ſo eine Frage, die ich nach meiner Empfindung mit Ja beantworten muß. Die ewigen Künſteleyen mit Roſen und Jaſminen und andern Blumen; die unaufhörliche Mühe, die man den Amor macht, ſich bald hinter dieß, bald hinter das zu verſtecken, und wobey er wie ein kleiner Narr immer herumſpringen muß, ſollte doch billig etwas eingeſchränkt werden. Denn ſonſt wird man alle Blumen, ſo wie der Gärtner, der zu viel damit künſtelt, verderben; und

zuletzt,

zuletzt, da, wo man ſie zu einem Feſt am nöthigſten braucht, keine friſche mehr haben, und ſich blos mit abgetrockneten behelfen müſſen: und Amor, wenn man ſeine Erſcheinung am ängſtlichſten erwartet, für Geſchwulſt an Armen und Füſſen weder fliegen noch gehen können. Das wäre vor die armen Menſchenkinder ein trauriges Schickſal: Man hätte es aber auch verdient.

Ueberhaupt kann ich den Hang unſerer Dichter nicht ſo recht billigen, daß ſie ſich ſo gern in Zeiten verſetzen, die ſie wegen der groſſen Entfernung nicht recht kennen. Homer, Theocrit, Anakreon, Virgil, Horaz, Catull, Tibull und Properz, ſchrieben vor ihre, und nach den Sitten, ihrer Zeiten. Und wir wollen die Zeiten und Sitten nach unſerer Einbildung zwingen. Ich weiß wohl, daß man es mit der Nachahmung der Alten, welche die Natur genau ausgedrückt haben, entſchuldiget. Alles wohl erwogen aber, ſchilderten ſie immer nur die Natur ihrer Zeiten. Und wir, wenn wir ſie nicht ſclaviſch, ſondern in dem Gange ihres Geiſtes nachahmen wollten, ſollten die Natur in unſern Tagen mit dem forſchendem Blick betrachten,

mit dem ſie die ihrige durchſchauten. Freylich iſt es gut, wenn man dabey den Menſchen, wie er aus dem Schooß der Mutter Natur hervorkam, nicht ganz aus dem Geſichte verliehrt. Ihn aber völlig ſo zu ſetzen, reichen alle unſere Perſpective, wegen der zu großen Entfernung, nicht zu. Patriarchen und Theokrits Schäfer würden beym Leſen dieſer Lieder gewiß nicht verſtehen, daß man von ihnen reden wollte, vielmehr nach der Lage des Landes fragen, das dergleichen Einwohner ernährte?

Der Abt Plüſche in ſeiner Geſchichte des Himmels, vergleicht diejenigen, ſo blos ſchöne Stellen aufſuchen, und ihr Leben mit angenehmem, aber nichtigem Tande hinbringen, mit ſolchen, die große Meiſter im Schach oder Trictrac zu werden ſuchen. Seine Gedanken, die er vom Werth der ſchönen Wiſſenſchaften, und ihrem Gebrauch heget; ſeine Furcht vor der Gefahr und dem Schaden, die er äußert, wenn man in dem Studiren der ſchönen Wiſſenſchaften, blos bey dem bleibt, was den Geſchmack angehet: dürfte vielleicht manchen Kenner bewegen, auf die Seite der Kunſtrichter zu treten, die ſeine ganze Geſchichte

ſchichte des Himmels für einen bloßen philoſophiſchen Roman halten. Unterdeſſen würde immer die Widerlegung dieſer Unterſuchungen ſchwer, und wenn man ſie im Zuſammenhange betrachtet, unmöglich werden. Allerdings bleiben, außer der Bildung des Geſchmacks, noch andere nützliche Kenntniſſe übrig, die zwar zu keiner Zeit aufgeopfert werden müſſen. Wer überſchreitet die Natur der ſchönen Wiſſenſchaften, wenn man ſie an die Stelle derjenigen ſetzt, wozu ſie theils die Vorbereitung, theils die Hülfsmittel ſeyn ſollen, ſie zu vervollkommnen, und unſere Einſichten dadurch vollkommen zu machen. Ein bloßer Witzling bleibt allemal ein unbrauchbarer Mann. Er hat zu viel Saft, um lauter fruchtbringende Dinge zu treiben. Der Witz muß nur gerade ſo viel Lebhaftigkeit erhalten, als zu Aufklärung des Verſtandes erfordert wird, und dann ihn die geſunde Vernunft noch in Schranken halten kann. Inzwiſchen zeigt die Erfahrung, daß der Glanz des Witzes viele ſo verblendet hat, daß das Gründliche in den Wiſſenſchaften dabey verlohren gegangen. Um das Lob eines ſchönen Geiſtes zu verdienen, bemüht man

ſich, aber nicht, dieſen Namen in ſeinem ganzen Umfange kennen zu lernen. Dieſe Nachläſſigkeit erzeugt den Verluſt der Litteratur; und dieſer den Mangel gründlicher Gelehrten.

Wenn Alembert in ſeinen Betrachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch der Philoſophie in Dingen, die den Geſchmack betreffen, gleich zu Anfange ſagt, daß der philoſophiſche Geiſt in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, es gewagt habe, unſere Vergnügungen zu zergliedern, und alles, was der Gegenſtand des Geſchmacks iſt, der Unterſuchung zu unterwerfen; ſo verdient dieſes in der That eine genauere Erwägung, zumal wenn eben dieſer Verfaſſer anführt, daß dieſer philoſophiſche Geiſt in den andern Wiſſenſchaften grade die entgegengeſetzte Würkung gethan habe. Die hiſtoriſche Wahrheit dieſer Anmerkung wird durch die Erfahrung beſtätiget. Wir können uns noch gar wohl der Zeiten erinnern, wo man eine Logik der ſinnlichen Empfindungen vor ein Unding hielt. Die Urgroßväter des guten Geſchmacks ſcheinen ſie gekannt zu haben; und Baumgarten hat dahero eigentlich nichts neues, als die Form erfunden.

Man

Man hat ſchon längſt die Beobachtung gemacht, daß nach den Graden, als ſich die Lehrbücher für den Unterricht in den ſchönen Wiſſenſchaften vermehrten, ſich die Anzahl der ſchönen Geiſter vermindert habe. Das Genie hat zu allen Zeiten gewiſſe Feſſeln verabſcheuet, und die Vorſchriften lieber aus ſeinen eignen als fremden Empfindungen genommen. Homer ſchrieb ſeine Epopee ſo hin, wie ſich alles ſeiner Einbildungskraft vorſtellte, und niemals konnte ihm der Gedanke beyfallen, daß ſeine Iliade einen Stof zu ſo vielen Bänden von Regeln über die Epopee abgeben werde. Dieſes hatte er mit andern großen Geiſtern gemein, die ſich gewiß nicht bekümmerten, ob ſie von dem Gang ihrer Ideen ſich oder andern Rechenſchaft geben könnten. Sie wurden von ihren Zeitgenoſſen bewundert, die ihren Ruhm endlich bis auf uns gebracht haben. Es ſcheint auch ſchlechterdings unmöglich zu ſeyn, mit der Aeſthetik in der Hand, ein Pindar zu werden, da der Unterſchied zwiſchen der Kälte der Empfindung, und einer kalten Zergliederung, ſo erſtaunlich groß iſt, und eine ganz getrennte Verfaſſung unſerer Seele erfordert.

Ich sage dieses nicht, um alle Regeln dadurch unnöthig und unkräftig zu machen. Das Genie muß einen Faden haben, an dem es sich, bey der Gefahr einer Verwirrung, halten kann. So wie aber zwischen einem Faden und Fesseln ein Unterschied ist, so behutsam muß man verfahren, um keine Regeln zu machen, die eine ganz entgegen gesetzte Würkung verursachen. Vor den Philosophen, der sich bestrebet seine Seele, und alle ihre Ideen, und den Gang derselben, so vollständig als möglich zu erkennen, ist eine genaue Zergliederung der Empfindung schlechterdings nothwendig. Ja vielleicht hat man es dieser Zergliederung zuzuschreiben, daß man würklich in diesem Puncte mehr sieht, als unsere Vorfahren. Ob aber die philosophische Erkenntniß des Schönen, selbst zu der Zeit, wenn wir die deutlichsten Begriffe davon haben, uns in Stand setzen könne, auch ein Product hervor zu bringen, an dem man den Gebrauch dieser Ideen erkennen könnte, zweifle ich gar sehr. Abstract und sinnlich zugleich zu denken, ist einem so eingeschränkten Geist, als unsere Seele ist, nicht möglich. Die Erfahrung überzeugt uns selbst, daß dasjenige,

jenige, so wir als schön, sinnlich empfunden haben, vor unsere Sinne schön zu seyn aufhört, sobald wir darüber metaphysisch nachzudenken anfangen. Das Vergnügen, das wir sodann noch immer unter währendem Nachdenken empfinden, ist kein sinnliches mehr, sondern entsteht mehr aus den geistigen Betrachtungen, die uns der Kenntniß der Seele näher bringen, oder aus der Freude über die Kraft eines Geistes, der die ersten Eindrücke zu seiner Entwicklung, aus einem Cörper erhalten mußte, der dem Ansehen nach, nur zu vegetiren bestimmt zu seyn schien.

Unterdessen wollte ich doch nicht, daß unsere Philosophen diese Beschäfftigungen ganz unterliessen. Die Psychologie wird allemal dabey mehr gewinnen, wenn sie fortgesetzt werden. Nur wünschte ich, daß man solche nicht vor arbeitende Genies bestimmte, sondern nur denen in die Hände gäbe, deren Pflicht es ist, über die Arbeiten anderer nachzudenken und zu urtheilen. Jene können davon keinen Nutzen haben, als höchstens alsdenn, wenn der Strom ihres Witzes allzuweit aus den Ufern tritt, und fruchtbare Felder überschwemmt. Aber auch alsdenn noch

muß

muß der Damm mit Behutſamkeit geſetzt, und der Strom nicht auf einmal zurück getrieben werden. Es iſt gewiß von mehrerm Nutzen vor junge Genies, wenn ſie durch die Vorhaltung guter Muſter ſehen, wie ſie denken ſollen, geſetzt auch, daß ſie ziemlich ſpät erſt lernen, warum ſie ſo denken müſſen. Man füge dieſen Muſtern Vorſchriften bey, die ſich durch ihre Leichtigkeit annehmlich machen; und die ſelbſt ſchon gleichſam das Schöne bey ſich führen, das ſie hervorbringen ſollen. In Abſicht auf den wahren Gebrauch in dieſem Stücke, iſt der unphiloſophiſch ſcheinende Batteux dem ſpeculativen Aeſthetiker unendlich weit vorzuziehen. Seine Nachahmung der Natur mag nun entweder kein Grundſatz ſeyn, oder als Grundſatz nicht auf alle ſchöne Wiſſenſchaften paſſen; ſo gilt mir das in der That ſehr gleich, wenn ich durch die Befolgung ſeiner Regeln nur meinen Endzweck erhalte. Und kommen wir nicht am Ende alle bey der ſchönen Natur zuſammen? In Abſicht auf den practiſchen Nutzen, iſt mir allemal der Wegweiſer der liebſte, der mich am geſchwindeſten dahin bringt, wo ich ſeyn will.

Bey dieſer Gelegenheit, wird eine Warnung überhaupt nicht vergebens ſeyn, daß wir aus dem philoſophiſchen Geiſt nicht ein Geſpenſt machen möchten, das uns überall verfolgt. Je rühmlicher es iſt mit dieſem philoſophiſchen Geiſte alles zu betrachten, und dadurch unſere Begriffe und Handlungen zu erheben; deſto mehr hat man doch Urſache ihn etwas eingeſchränkt zu halten. Dieſe Einſchränkung muß er ſich gefallen laſſen, da er von der Natur beſtimmt iſt, eben ſowohl regiert zu werden, als ſelbſt zu regieren. Wenn man dieſe Gewalt nicht über ihn erhält, ſo iſt die Folge gewiß, daß er dasjenige verdunkelt, was er aufklären ſoll, und er wird aus einem Geiſt ein Kobold, oder ein ſchlechter Haus Dämon, der, wo er vernünftig reden ſoll, blos ſchwatzt und Mährchen erzählt.

Das war er zu den Zeiten der Scholaſtiker. Und wenn ihn damals die ſchönen Wiſſenſchaften vertrieben, ſo mögen ſich heut nunmehro in Acht nehmen, daß er ſich nicht an ihnen wegen der Beſchwörung rächt.

Der Canzler Baco beſtimmt an dem Orte, wo er von der Folge der Wiſſenſchaften auf

ein-

einander handelt, das reife Alter eines Volkes, für die Wissenschaften und schönen Künste. Ich kenne diese Stelle nur aus dem Verfasser der Versuche über verschiedene wichtige Gegenstände aus der Politik und Moral, welcher auch diese Ordnung als gegründet findet. Gleichwohl erblicken wir das grosse Muster, welches nach der Glaubensformel aller Kunstrichter von keinem Erdensohn, weder erreicht noch übertroffen werden kann, den Homer, in einem sehr unreifen Alter seiner Nation. Sollte also wohl Pyco unrichtig gesehen haben? Sein Gesicht war dazu ohnstreitig zu scharf.

Den Urstof zu der Stärke Homers in seinen Bildern und Gesängen, hat der Verfasser der Fragmente über die deutsche Litteratur, sehr gut entwickelt, und man hat seine Grundsätze fast allgemein bis zu dem Zeitpunct gebilliget, als es ihm einfiel, mit einigen litterarischen Don Quixots, die Lanze zu brechen, und ihnen bey ihren Dulcineen ins Gehege zu gehen. Die Producte des menschlichen Genies, sind bey einem Volke allemal früher erschienen, als die Regeln. Man sahe die Ausbrüche der Einbildungskraft mit zu viel Vergnügen,

gnügen, als daß man den Einfall haben sollen, den Eindruck, durch Nachdenken über die Quellen dieses Vergnügens zu schwächen. Und von dieser Seite betrachtet, verfahren unsere guten alten Verfahren, ohne Zweifel klüger als wir. Inzwischen ist es wahr, daß ein Volk, welches nach und nach immer zu bessern Einsichten gelangt, nicht lange in einem so kümmerlichen Zustande verbleiben kann. Die Arbeit des Geistes verstärkt sich, bey Vermehrung der Gemüthskräfte: und da ein jeder gern an dem Zuwachs der Einsichten, Antheil nehmen will, so ist nichts natürlicher als daß derjenige, so aus den Vorräthen seines Genies selbst keine Producte liefern kann, auf den Einfall geräth, über die Producte anderer zu klagen. Vielleicht ist dieß die wahre Veranlassung aller Lehrbücher und Systeme über die schönen Wissenschaften. Freylich kann man hierinnen nichts entscheiden, weil uns das Mittel fehlt, die Verfasser dieser Systeme, zur freyen Entdeckung ihres wahren Charakters, vor der Zeit, da sie ihre Werke schrieben, zu vermögen. Unterdessen haben diese Arbeiten, sie mögen nun Holzschnitte, oder Folgen einer genauen und tiefge-

tiefgedachten Ueberlegung seyn, allemal, wie ich bereits erinnert, vor die Erweiterung unserer Einsichten große Vortheile zuwege gebracht. Und wenn man bemerkt, daß nach der Natur des Menschen, Witz und Einbildungskraft nur in gewissen Jahren spielen, in andern und spätern aber zu spielen aufhören, und sich mit andern Gegenständen beschäfftigen; so ist man genöthiget die Producte des Genie, in dem frühen Alter eines Volks; das Nachdenken hierüber aber, als eine Folge der Cultur der Wissenschaften, in dem spätern Alter zu suchen.

Mit den schönen Künsten ist es ganz anders beschaffen. Die Geschichte überführt uns, daß ein frühes Alter eines Volks, zu deren Bearbeitung nicht geschickt sey. Sie erfordern schöne Formen, und die ermangeln in einem rohen Zeitalter. Ueberhaupt scheint die Seele in den Künsten gerade den umgekehrten Weg, als in den schönen Wissenschaften, zu gehen. Hier sehen wir, daß das Werk eher zur Vollkommenheit kam als die Regel; in jenen aber ist die Regel und der Unterricht vorausgegangen. Es kommen auch verschiedene Nebenumstände dazu, um

die

die ſchönen Künſte blühend zu machen, die ich hier nicht berühren will, da ſie zu bekannt ſind, und bereits von Junius in ſeinem Buch von der Malerey der Alten, ſorgfältig zuſammengetragen worden. Die Beſtimmung des Unterrichts und der Regel setzt ſchon viele Einſichten und Arbeiten des Geiſtes voraus, womit wir ſo lange zubringen, bis unſer Verſtand eine gewiſſe Feſtigkeit erlangt, um in ſeinem Gange weder hin und her zu hüpfen, noch von einer Seite auf die andere zu ſchwanken. Daß aber dieſes erſt im reifen Alter erfolge, braucht keines weitläuftigen Beweiſes.

Inzwiſchen iſt doch das reife Alter nicht von der Gefahr frey ſeine Kräfte zu überſpannen, und ſo gut wie die Jugend zu überſchnappen. Man würde ein ſehr dickes Buch mit der Erzählung ſolcher Exempele anfüllen können, wenn nicht bey unſern groſſen Geiſtern alle Neuerungen ſo verhaßt wären, daß ſie ſogar ihre ehrlichen Vorfahren verachten, die doch in ihren Neuerungen ihnen die Atomen zu ihrer Größe lieferten. Ich rechne hierunter die Bewunderer und Tadler der Alten: wovon die einen alles

göttlich, andere vieles menschlich, wiederum andere alles, — ich weiß selbst nicht wie, finden. Ich werde mich hier über eine Materie, die fast bis zum Ekel durchgearbeitet worden, nicht einlassen, sondern nur so viel bemerken, daß durch dergleichen wider einander laufende Urtheile, ein Genie, das die Bahn der schönen Wissenschaften antreten will, nothwendig irre geführt werden muß. Eine Würkung, die der Absicht, warum man so viel schreibt, gerade entgegen ist.

Homer, zum Beyspiel, ist und bleibt nun einmal der Gegenstand der Bewunderung, aller Ganz- und Halbgelehrten; und gleichwohl finden auch diejenigen, die ihn am meisten bewundern, viele Fehler. Haben sie aber auch vorhero an sich selbst die Frage gethan, ob es der Mühe werth sey, solche Fehler zu suchen und zu rügen? Sind sie auch nach den Umständen und der Zeit, worinnen Homer lebte und sang, würkliche Fehler? Der Unterschied liegt vielleicht nur darinnen, daß Homer sein Gedicht nicht selbst kritisirt, oder Regeln zu einer Epopee gegeben hat; so würden vielleicht alle die Fehler, die wir sehen, in seiner Kritik zu Schönheiten worden seyn. Nach Baumgartens

gartens Aeſthetik mag er freylich einige Fehler begangen haben: Sind ſie es aber auch nach der Aeſthetik ſeiner Zeiten? Klop hat das Bild des Therſites ſchmutzig gefunden, und konnte doch als ein gelernter Verehrer des Shakeſpear die Hofnarren leiden. Wenn er in einem Recht hat, kann er es nicht zugleich in dem andern haben: denn er löſt die Sitten und Gewohnheiten der Zeiten nicht bey einem wie bey dem andern alten. Hat Homer, wie es angemacht iſt, große Schönheiten und Vorzüge, ſo iſt die Mühe in ſeinen Gedichten Fehler zu finden, eine nicht bedeutende Kleinigkeit. Der Vorwand, die Jugend zu warnen, iſt weiter nichts als eine Großſprecherey, womit man ſeine Belleſamkeit auskramt, und hat um deswillen wenigſtens vor jetzo keinen Nutzen, weil unſere Jugend den Homer nicht lieſt.

Man hat in unſern Tagen einen neuen Anforderung an das Genie gethan, nemlich Nationalwerke zu liefern. Wenn man aufrichtig reden will, ſo iſt ein Nationalwerk in den ſchönen Wiſſenſchaften ein Ding, das man nennt ohne es zu kennen. Unſere ſchönen Geiſter haben, um dieſes Verlangen zu ſtillen,

verschiedene Versuche gemacht, denen man zum Theil die Angst ansieht, der Stimme des Russers zu folgen. Dem einen ist diese Stimme vernehmlicher gewesen, als dem andern; völlig aber konnte sie nicht verstanden werden, weil der Russer die Sprache selbst nicht verstand. Unterdessen aber sind doch verschiedene ganz artige Kinder durch die Presse entbunden worden, wenn man sie gleich noch nicht für national erkennen will. Denn das ist bey dem noch dunkeln Begrif von Nationalwerken einerley. Vielleicht ist es auch, bey der Vermischung der Sittten und Gewohnheiten aller Völker untereinander, unmöglich die Elemente derselben von einander abzusondern, um zu sagen: das ist ein Nationalgedicht, Roman oder Schauspiel. Wir haben zwar von allen drey Sorten einige, die man dafür ausgeben will, ich kann es aber nicht eher glauben, bis man erst die Eigenschaften eines Nationalwerks so bestimmen wird, daß kein Kritiker etwas dagegen einwendet.

Der Verfasser des Götz von Berlichingen, ist vermuthlich durch die Begierde ein Nationalwerk zu machen, heftig befallen worden.

Unsere

Unſere Kunſtrichter haben es gröſtentheils dafür angenommen; und doch, welches sonderbar iſt, dieſes Product nicht einmal einen Namen geben können. Der Verfaſſer ſelbſt nennt es ein Schauſpiel, ohnſtreitig aus keinem andern Grunde, als weil es in Aufritte abgetheilt, und dialogiſirt iſt. Wenn aber das keine Predigt iſt, die nicht gehalten werden kann, ſo kann auch gewiß das kein Schauſpiel heißen, deſſen Aufführung, die Stadt Berlin mag es mir verzeihen, unmöglich iſt; wenigſtens ſo lange, bis man die Eigenſchaften eines guten Schauſpiels gänzlich vergeſſen hat. Ich verkenne nicht die einzelnen Schönheiten. Wenn aber gleich ein Werk von einer ſchönen Anlage und Ausführung, durch einzelne kleine Fehler, nicht aufhört ein ſchönes Ganze zu ſeyn: ſo können doch nicht umgekehrt, einzelne Schönheiten, ſogleich ein ſchönes Ganze machen, wenn ſie nicht in einen richtig angegebenen Punct zuſammenfließen. Es iſt abermal ein Beweis von unſerm unaufhaltbaren Hange zur Nachahmung. Man hat uns einige Zeit daher ſoviel von Shakeſpearn vorgepredigt, daß es kein Wunder iſt, wenn einmal ein Genie zu Sha-

ſeſpeariſiren verſucht hat. Da es aber den Kunſtrichtern gewiß niemals eingefallen, die Shakeſpeariſche Tracht, ſondern nur die gute Geſtalt des Cörpers zu loben, ſo hätte man dieſes bedenken, oder wenigſtens vorher ehrliche Leute um Rath fragen ſollen.

Faſt eben ſo verhält es ſich mit den Nationalromanen. In Deutſchland iſt es wahrhaftig nicht zu vermuthen, daß ein Mädchen, ſo von Memel nach Sachſen reiſen will, in der Irre herumläuft, oder ein Prediger, wegen einer aus Liebe zu ſeiner Frau gehaltenen Predigt, durch ein Conſiſtorium abgeſetzt wird. Wir Deutſchen wiſſen unſere Sachen beſſer einzurichten. Ein Mädchen, das nicht muthwillig auf Ebentheuer ausgeht, reiſt niemals ſo allein und unwiſſend, daß es in der nächſten beſten Stadt nicht wüßte ein Wirthshaus zu finden. Und unſere Landgeiſtlichen predigen ſicherlich nicht vom Tode vors Vaterland. Es wäre denn, daß beydes nur Provinzialſitten wären; und ſo wären ſie doch im Ganzen nicht national.

In vorigen Zeiten kannte man keine andern Romanen als die Geschichte irrender Ritter. Man fand an ihnen soviel Geschmack, daß man kein Bedenken hatte, auch ernsthafte und wahre Geschichte, in diese Form einzukleiden, wo sie Leser und Liebhaber fanden. Anjetzo sind sie dergestalt verschrien, daß derjenige, so ihren Werth noch im Stand behaupten wollte, Gefahr laufen würde, von unsern schönen Geistern unter die Zahl gerechnet zu werden. Der Unterschied zwischen jenen heldhaften Sitten, und unsern weichlichen Liebesarten ist so groß, daß unser Geschmack die faden Pasteten der letztern dem Schweinebraten der ersten, nicht unendlich vorziehen sollte. Wenn man aber über die Vorurtheile der Zeiten und Völker nicht ein wenig hinweg sehen will, so glaube ich, mit Erlaubniß der Herren Kritiker und Antikritiker, nicht Ursache zu haben, wenn ich in den Ritterbüchern nicht so viel abgeschmacktes finde, als sie darinnen sehen wollen. Es giebt Romanschreiber, die ihren Held schlechterdings zu keinem irrenden Ritter machen und haben wollen, ihn aber doch um eine Schöne oder ein zweydeutiges Wort so

öfters sich herumbalgen lassen, daß ihm nur Harnisch und Lanze fehlt, um ein ächter irrender Ritter zu seyn.

Ich weiß auch nicht, ob zu einer Rittergeschichte mehr abentheuerliche Laune gehören sollte, als zu einem Feyenmährchen, das man doch immer mit Vergnügen liest und nachahmet. Ein jedes Zeitalter hat seine Grillen, und vielleicht hätte vor 40 oder 50 Jahren ein Bänkelsänger mit dem Tristram Shandy sich kaum einen Dreyer verdient. Die Ueberspannung des Witzes ist zu allen Zeiten geschehen, nur der Gegenstand der Tändeleyen ist verschieden gewesen. Homers Helden säbelten in einem Tage mehr Menschen nieder, als unsere gepuderte Helden in 30 Jahren. Und, alles wohl erwogen, waren Homers Helden nicht um ein Haar besser oder schlechter als Roland und Amadis. Denn ob ich ein paar Jahr einer Schönen zu gefallen herumreise, oder wegen einer entlaufenen Frau 10 Jahr vor einer Stadt liege, ist einerley Narrheit. Und, alles wohl erwogen, ist die erste Narrheit immer noch verzeihlicher als die letzte. Ein Ritter zeigt alle seine Tugenden, wodurch er dem Gegenstand seiner

ſeiner Flamme eine unverletzliche Treue erweiſet. Bey den Griechen aber lauft ein armer Mann ſeiner Frau nach, die ihn gekrönt und ihm ſeinen Buhler vorgezogen hat; und ſteht als Haburen an der Spitze eines anſehnlichen Heers ſeiner Landsleute. So kann man, wenn man will, alles aufs Lächerliche ziehen.

Ueberhaupt muß das Balgen und die irrende Ritterſchaft dem Menſchen gar nicht ſo unnatürlich ſeyn, als man insgemein wähnet. Bald nach der Sündfluth hat es berühmte Balger gegeben; und Herkules und Bacchus ſind entweder würkliche Perſonen geweſen, oder man hat ihre Heereszüge aus den Verrichtungen ähnlicher Perſonen zuſammen getragen. Und dieſer ihre Verrichtungen ſind hundertmal ſeltſamer, als die Thaten aller irrenden Ritter zuſammengenommen. Die erſten Könige der alten Völker waren insgeſammt Krieger, die um ſich herumſchlugen wer ihnen in Weg kam. Und die Ungeheuer, ſo durch tapfere Helden bekämpft und bezwungen worden, ſind ſo alt als die in Geſchichten bekannte Welt. Um von den Sitten der erſten Völker eine Idee zu geben,

bezieht man sich gemeiniglich auf die Gewohnheiten und Lebensart der Amerikaner. Bey diesen aber war ja die Neigung zu streiten und sich zu rächen, das einzige so ihren Caracter bestimmte.

Der Geist der Schlägerey, der damals, als man Rittergeschichte schrieb, in Europa herrschte, brachte den Balger zu einer Art von Ansehen, und machte ihn furchtbar. Gewisse damals noch übliche Leibesübungen und Spiele kamen dazu. Darf man sich also wundern, wenn die sinnreichen Köpfe aus so vielen Originalien ihre irrenden Ritter bildeten? Vielleicht ist auch das Lesen der alten Dichter der Grund zu diesen Romanen, da es nicht so gar schwer war, zwischen Achilles, Ulysses und Ajax, und den Rittern von der runden Tafel, eine ziemliche Gleichförmigkeit zu erblicken. Sollte man nicht noch in die Versuchung gerathen, den Achilles zum Pendanten des Orlando Furioso zu machen? Wir haben in unsern Tagen an die Stelle der Gesetze der irrenden Ritterschaft andere Systeme gesetzt, die wenigstens eben so lächerlich sind als jene. Wenn der irrende Ritter in unsern Augen zuviel Carricatur ist, so müssen wir

wir unterſuchen, ob wir nicht vieles für ſchöne Zeichnungen anſehen, die doch in der That würkliche Carricaturen ſind. Und wenn man nun gern Nationalwerke haben will, ſollte eine gut geſchriebene Rittergeſchichte, nicht ſo gut, oder noch beſſer national ſeyn, als ein Lied von Wein und Liebe, oder ein ländlich ſüßes Gedichtchen voll tändelnder Unſchuld? Ich bin von dem Geiſt der Duldung ſo ganz eingenommen, daß es mir nicht einmal einfällt daran zu denken, ob ich auch hiemit eine Ketzerey geſagt habe.

Ueber die ſchönen Künſte.

Von den ſchönen Künſten läßt ſich gegenwärtig, nachdem wir ſo viele Betrachtungen über dieſelben erhalten haben, wenig neues mehr ſagen. Vielleicht wäre es zu wünſchen, daß hin und wieder weniger geſagt würde, weil gemeiniglich, ſobald etwas Mode wird, ein jeder zu urtheilen anfängt, ohne ſeine Kräfte allemal gehörig zu unterſuchen. Wenn dadurch der gute Geſchmack allgemeiner gemacht wird, ſo haben dieſe Urtheile,

theile, so schief sie auch zuweilen seyn mögen, immer ihren guten Nutzen. Die Musen bleiben scharfsichtig, wenn ihnen gleich zuweilen der Wind auf dem Parnaß etwas Staub in die Augen weht. Sie haben die Hypokrene bey der Hand, um sich zu waschen. Hierinnen sind sie freylich besser dran als unsere Kunstrichter, die zum Theil nicht immer Wasser in Bereitschaft haben; zum Theil aber auch, wenn sie sich die Augen ausreiben, die Dintenflecke an ihren Fingern vergessen, und sich damit das Gesicht schwarz machen.

Man ermuntert ohne Aufhören den Künstler zur Nachahmung der Alten. Eine in der That traurige Ermunterung, weil sie uns einestheils durch die beständige Vorhaltung des großen Abstandes gegen die Alten erniedriget, anderntheils aber auch die Hoffnung benimmt, jemals ihnen gleich zu kommen. Es ist eben so viel, als wenn man uns zwingt beständig Schüler zu bleiben. Und gleichwohl weiß man vor der Hand kein ander Mittel zu einer wahren Größe in den schönen Künsten zu gelangen.

Sollte man aber nicht dadurch zuweilen den Muth eines jungen Künstlers, der eine gute

gute Anlage und viel Feuer hat, schwächen. Man hat angemerkt, daß die wahren Werke der alten Künstler, zum Theil durch die erhabnen Ideen hervorgebracht worden, die sie von ihren Göttern und Helden hatten. Wir haben freylich keine Götter und Helden mehr, im alten Verstande. Wir haben aber doch wohl noch große Männer, die dem menschlichen Geschlecht eben soviel, wo nicht noch mehr, Ehre machen, als Achil oder Herkules. Sollte es nicht möglich seyn, einen jungen Künstler bis zu der Idee eines großen Mannes in unsern Tagen zu begeistern? Es ist wahr, er würde keinen Herkules schnitzen, er würde aber doch einen Mann bilden, den wir kennen, den wir hochschätzen, und der in seiner Gestalt den Grund zu unserer allgemeinen Hochachtung enthielte. Die römische Kirche hat darinnen einen Vorzug, da bey ihr die Bilder eine Art des Gottesdienstes ausmachen. Verschiedene Künstler haben vor sie mit Ruhm gearbeit. Und es ist wahrscheinlich ein kleines Vorurtheil, wenn man ihre Werke, in Vergleichung mit den Alten, gar zu weit herabsetzt. Vielleicht mischt sich in unser Urtheil zuviel

Ein-

Einbildung, die das Nackende dem Bekleideten vorzieht.

Ueber die Alterthümer.

Wenn die Salmasier und Lipsier ihren Fleiß auf die Alterthümer wendeten, so hatten sie keinen andern Endzweck, als uns die Schriften der Alten verständlich zu machen, und ihre Geschichte aufzuklären. Wenn unsere Gräve und Gronoven die Alterthümer studiren, so bekümmern sie sich um nichts, als um die Schönheiten, die unsern Geschmack reitzen. Zum guten Glück sind diese beyden Partheyen nicht zu einer Zeit aufgestanden, sonst wäre der Parnaß durch eine neue Zänkerey beunruhiget worden, und wir hätten ein halbhundert Streitschriften mehr, ohne, wie es gemeiniglich geschieht, sonderlich erleuchteter zu seyn.

Wenn wir billig urtheilen wollen, so müssen wir beyden vor ihre Bemühung danken; und der Tadel der Neuern, daß jene Antiquarier zwar die Alterthümer behandelt, aber nicht das Schöne in ihnen gesucht hätten,

ist

in offenbar unrecht. Sie lassen es nicht suchen wollen, und nach Beschaffenheit ihrer Umstände, und der Fortschritte der Wissenschaften nicht finden können. Die vollkommenste Kenntniß der Alterthümer mußte vorangehen, ehe man ihre Schönheit wahrnehmen konnte. Man mußte den Körper vollständig vor Augen haben, den man zergliedern wollte. Und ich bin überzeugt, daß ohne den Fleiß dieser Antiquarien, der Witz der Neuern nicht kommen würde. Hätten diese die Schriften, aus denen sie ihre Weisheit sammlen, wohl lesen oder verstehen können, wenn sie ihnen die Vorfahren nicht aufgeklärt hätten? Winkelmann studirte gewiß zuvor die Alterthümer in dem Geiste eines Lipsius, ehe er seine Idee zur Geschichte der Kunst faßte.

Unsere kunstverständigen Gelehrten zum Theil, zeichnen sich besonders durch den Tadel aus, womit sie den Alterthumsforschern allen Geschmack, so wie ihren Schriften allen Einfluß auf den Verstand und das Herz absprechen. Das menschliche Geschlecht würde allerdings glücklich seyn, wenn das Genie keine Producte lieferte, die diesen wohlthätigen Einfluß

Einfluß nicht allenthalben zeigten. So aber, wie es ohnedieß mehr als zu bekannt iſt, macht theils die Einſchränkung unſerer Fähigkeiten, theils aber auch die Menge unſerer Kenntniſſe, Vorbereitungsanſtalten nöthig, die wir unter dem Verhältniß, worinnen wir in der Welt ſtehen, ganz und gar nicht entbehren können. Wenn dahero auch einzelne Arbeiten unſers Geiſtes, an ſich betrachtet, bey aller Anſtrengung der Kräfte, die ſie erfordern, wenig Beziehung auf dieſen Einfluß zu haben ſcheinen; ſo erlangen ſie ſolchen doch gewiß durch die Zuſammenbringung mit andern Arbeiten, und durch die glückliche Vereinigung aller Kenntniſſe in einem gewiſſen Zuſammenhange, welches bey dem Genie der Erfolg des Nachdenkens iſt. So denkt man, bey dem Anblick einer Statue, die unſere Bewunderung erregt, nicht mehr an den Arbeiter, der die Steine brach, aus denen der Bildhauer ſein Werk verfertigte. Man nehme an, daß jene Antiquarier nur die Steine herbeygeſchafft hätten. Würden wir denn ohne dieſe im Stande geweſen ſeyn, den Tempel des Geſchmacks zu erbauen?

Ein Genie, das ſich zu Sammlungen und Unterſuchungen, die trocken ſind, und weiter nichts als Zeit und Mühe koſten, zu ungeduldig, und mithin unfähig findet; übereilt ſich in dieſem Punct gemeiniglich in ſeinem Urtheil. Es betrachtet ſolche nicht viel beſſer als die Arbeit eines Negers, der zu weiter nichts beſtimmt iſt, als vor uns in den Plantagen zu arbeiten. Es verdient aber auch billigen Tadel, weil er nicht daran denken will, daß er, ohne die Arbeit dieſer Sclaven, ſein Eigenthum nicht würde nutzen können. Wie ungerecht handeln wir alſo nicht, gegen den Fleiß derjenigen, die doch, ſie mögen daran gedacht haben oder nicht, zu unſerm Nutzen gearbeitet haben. Wir bleiben allemal undankbar, daß wir dieſen Nutzen nicht erkennen wollen, und verliehren durch dieſe Untugend ein Theil unſers eignen Verdienſtes. Ich gebe zu, daß die meiſten Alterthumsforſcher, der Vorwurf der Pedanterey trifft. Daß ſie viele Dinge allzuſorgfältig behandelt, und ſich über Sachen geſtritten haben, die es faſt der Mühe nicht werth waren. Indem wir ſie aber leſen und auslachen, vermehren wir doch unſere Einſichten. Und

wenn wir auch durch eine Zänkerey über die Form der alten Schuhe, weiter nichts gelernt hätten, als, wie es mehr als einmal durch dergleichen Kleinigkeiten geschehen, das Antike in einer Statue von der Arbeit eines neuern Bildhauers der daran flickte, zu unterscheiden, hat dadurch unser Geschmack nichts gewonnen, wenn wir die Kunstwerke der Alten richtig beurtheilen?

Wenn auch gleich viele Gelehrten der Vorwurf der Pedanterey würklich trifft, so muß man doch mit diesem Titel nicht sogar freygebig seyn, und vor der Pedanterey zwar warnen, nicht aber alle Pedanten sofort den bösen Geistern übergeben. Viele, die entweder würkliche, aber nur dafür gehaltene Pedanten gewesen, hat man in ihrem Leben ausgelacht, und sich doch aus ihren Schriften erbauet. Wenn wir von dem Gange unserer Gedanken, und dem Wachsthum unserer Einsichten völlig zuverläßige und genaue Nachrichten hätten, so würden wir außer Zweifel finden, wieviel die Pedanterey zu unserer Erleuchtung beygetragen habe. Von der Alterthumspedanterey getraue ich mir dieses als gewiß zu behaupten. So wie ich auch über-

überzeugt bin, daß wir immer noch auf dem Wege der Antiquarier fortgehen würden, wenn sie uns noch vieles, das der Mühe werth wäre, zu entdecken übrig gelassen hätten. Indem wir aber die Wege gebahnt finden, so glauben wir denen weiter keinen Dank schuldig zu seyn, die sie ausgebessert haben. Wir versagen ihnen sogar einen kleinen Wegezoll.

Und sollten wir denn nicht auch unter den Predigern des Geschmacks in Alterthümern nicht selbst große Pedanten finden? Unsere Nachkommen finden sie gewiß, wenn auch wir uns nicht die Mühe geben wollen, oder es für barbarisch halten darüber nachzudenken. Sicherlich sind unter diesen Predigern sehr viele, die keinen andern Beruf als die Begierde haben, die Mode mit zu machen, und stolz genug sind, um sich den Kennern auf einer einsichtsvollen Seite zeigen zu wollen. Sie reden von Antiken, Münzen, Gemmen, ohne vielleicht eine einzige davon wirklich gesehen zu haben, oder doch gewiß nicht gnug, um die Kennzeichen vollkommen zu verstehen, wodurch man das wahre von dem nachgemachten zu unterscheiden im Stande ist; und wozu das Studium mehr Jahre erfordert,

als derjenige Minuten braucht, eine fliegende Abhandlung darüber zu schreiben. Dank sey es Kipperten, daß er unsern Antiquariern die Concordanz zu ihren Predigten geliefert hat. Besser wäre es, wenn sie ihn über seine Homille selbst hörten. Allein, warum sollten sie ihr Geld vor die Dactiliothek umsonst weggegeben haben. Sie kauften sie ja nicht um zu lernen, sondern um zu schreiben. Und sie schreiben zum Amusement recht hübsch; nur hüte man sich vor ihren Wahrnehmungen in diesen, ihnen noch gar unbekannten, Südländern.

Ausser diesem Undank gegen die Antiquarier, begeht man noch den Fehler der Vergessenheit des Nutzens, den sie über andere Wissenschaften verbreitet haben. Ich werde mich hierüber in keine genaue Beschreibung einlassen, weil ich keine Unwissende unterrichten will; und nur der Fremdling in den Wissenschaften solchen verkennen wird. In dieser Absicht also kann man ihren Bemühungen unmöglich den Einfluß auf den Verstand absprechen, wenn sie uns die Fähigkeit zu gründlichen und vollständigen Einsichten in die Wissenschaften verschafft haben. Man muß

nur

nur hier wiederum nicht bey einzelnen Fällen ſtehen bleiben, ſondern das Ganze überdenken. Denn ſonſt kann ſich ein gelehrter Kleinmeiſter gar bald Gelegenheit zum Lachen verſchaffen. Freylich gewinnt keine Wiſſenſchaft durch die wahre Beſtimmung der Form eines alten Schuhes etwas. Ehe man aber dahin kam, mußten doch andere Unterſuchungen vorangehen, die ohne litterariſche Kenntniſſe nicht angeſtellt werden konnten, und wobey man hie und da etwas nutzbares fand, ohne daß man ſelbſt daran gedacht hatte. Ich will hierdurch nicht würkliche Fehler zu Tugenden machen. Ich habe ſchon eingeräumt, daß die Antiquarier in vielen Stücken ſehr ſeltſam gehandelt haben. Ich will es hiemit wiederhohlen. Aber auch zugleich dieſe Anmerkung nochmals beyfügen, daß wenn man blos für den Geſchmack arbeitet, man Gefahr laufe, für den Verſtand zu faulenzen.

Ueber die Kritik.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob durch die Satyre die Menschen gebessert würden. Mit gleichem Recht kann man in unsern Tagen fragen, ob die Kritik die Wissenschaften, oder diejenigen, die sich ihnen widmen, verbessere? Zur Zeit sind, nach meiner Meynung, noch gar wenig Gründe vorhanden, diese Frage zu bejahen. Zur Zeit haben unsere Kritiken noch zu wenig Festigkeit, und die Kritiker selbst noch zu wenig Beruf, wenn man nicht den Hang, berühmt zu werden, dafür annehmen will. Das Entstehen der Kritiker geschieht etwas zu frühzeitig. Es scheint aber um deswillen nothwendig zu seyn, weil Jugendkräfte zur Arbeit erfordert werden, um in der einmal bestimmten Frist ein Bändchen Kritiken zu liefern. Männer von gesetzterm Alter und Einsichten, haben gemeiniglich Geschäffte, und sind der Ruhe bedürftig, arbeiten daher auch zu langsam, vor eine Schrift, deren Güte nach Monaten bestimmt zu werden pfleget.

Der

Der vorzüglichste Gegenstand der Kritiken, in welchen wenigstens am meisten gezankt wird, sind die schönen Wissenschaften und Künste. Ich würde sagen, daß man noch keine bestimmte Regel hätte, um nach solcher, die darinnen aufgeführten Gebäude zu beurtheilen, wenn mir nicht die eklectische Philosophie beyfiele, nach welcher man keine bestimmte Regel haben darf. Man ist inzwischen doch über einige Puncte übereinkommen, aus welchen man die Arbeiten in diesem Fache betrachtet. Inzwischen scheint es mir doch, als ob man immer noch zu sehr daran künstelte, und dadurch in seinem Urtheil schwankend würde. Daher entstehen die Widersprüche in unsern Kritiken, die das lehrbegierige Genie verwirren, und ungewiß machen, welchen Faden es ergreifen soll, um aus dem Labyrinth der Ideen zu kommen, da es überall eine Hand siehet, die ihm einen solchen Faden vorhält. Wie Herder die Fragmente über die Litteratur schrieb, war er ein erleuchtetes, und dafür allgemein gepriesenes Genie. Nach seiner Zurückkunft aus den kritischen Wäldern, wurde er ein Ignorant. Vermuthlich muß man ihn vor einen Robin-

son gehalten haben, der zu lange sich in Wüsteneyen aufgehalten, und aus Mangel des gesellschaftlichen Umgangs seine Kenntnisse vergessen hatte. Ich führe nur ein Beyspiel an, um meine Leser an tausend andere zu erinnern. Man verbindet mit diesem Verfahren noch gewisse Kunstgriffe, indem man der heimliche Verfasser oder Mitarbeiter, von verschiedenen Kritiken wird, um durch ein allgemeines Geschrey von Lob oder Tadel noch mehr Verwirrung zu erregen, und die Kämpfer abzuschrecken, mit so vielen Rittern auf einmal die Lanzen zu brechen.

Es ist in der That zu bedauern, daß der Mißbrauch eine Sache so entweihet hat, die ihrer Natur nach, der Vernunft, den Wissenschaften, und dem guten Geschmack geheiliget war. Es ist fast dahin gekommen, daß einsichtsvolle Männer diese kritischen Anzeigen nicht viel besser als die Meß-Catalogen ansehen, um daraus nur Titel, nicht aber Urtheile zu lernen. Dadurch aber geht aller Endzweck verlohren; so daß man noch diejenigen Kritiken für die besten halten muß, die den Innhalt einer Schrift getreulich anzeigen,

gen, und in Urtheilen nicht zu weitläuftig sind. Denn wo das Urtheil zu weitläuftig ausfällt, läuft man immer noch Gefahr, daß der Innhalt nicht ganz richtig, und nur nach einem gewissen Sprüchwort, angeführt worden.

Man ist allgemein einstimmig, daß man unter den Menschen nichts vollkommnes erwarten kann. Und dennoch verfahren unsere Kunstrichter so unbarmherzig wie die Scharfrichter, um, nach Horicks Ausdruck, ums liebe Brodt hinzurichten, und erinnern sich des ubi plura nitent, fast niemals. Daß ein Scribler gezüchtiget wird, ist recht und billig. Daß aber ein Verfasser, der bereits durch gute Werke seine Einsichten, und den Endzweck seinen Mitbürgern nützlich zu werden, gezeigt hat, und aus menschlicher Schwachheit Fehler begeht, wie ein Schulknabe behandelt wird, läuft wider die gesunde Vernunft, und alle Urbanität. Und es ist einigermaßen Schade, daß diese sich zu groß dünken, ihren Richtern zu antworten, und sie durch ihr Stillschweigen zu mehrerm Muthwillen reizen. Und doch weiß ich niemanden

den ein beſſeres Mittel anzurathen, wenn er ſich nicht etwan ſelbſt in den Orden der Kunſtrichter aufnehmen laſſen, und das Geheimniß zu ſchimpfen lernen will. Die Wahrheit gewinnt dadurch freylich nichts. Der Gewinn bleibt ganz den Buchhändlern und Witzlingen vorbehalten, welche Bücher zum Zeitvertreibe ſuchen, und der beſtändigen Romane überdrüßig ſind.

Meine Abſicht übrigens geht nicht dahin, die Kunſtrichter zu einer Nachſicht zu bewegen, die den Wiſſenſchaften überhaupt ſchädlich werden könnte. Fehler, wirkliche Fehler müſſen gerüget werden. Nur rathe ich hierinnen zur Behutſamkeit und Vereinigung in Grundſätzen. Kein rechtſchaffner Mann kann über einen Vorwurf aufgebracht werden, den man ihm mit einer freymüthigen Aufrichtigkeit macht. Billig aber wird er verdrüßlich, wenn ſein Kritiker über ihn hämiſch lacht, und anſtatt ſeine Fehler zu beweiſen, über ihn ſpottet und Poſſen reiſſet. Man hat dieſes den Kunſtrichtern ſo oft geſagt, und ſie ſagen es ſich ſelbſt ſo häufig, daß man ſich wundern muß, wie ſo oft geſagte

ſagte Wahrheiten keine allgemeine Verbeſſerung in den gelehrten Sitten hervorbringen können. So aber predigt man den Juden eine Aergerniß, und den Griechen eine Thorheit. Nur iſt zu bedauern, daß die Wiſſenſchaften ſelbſt darunter leiden ſollen.

Vielleicht arbeiteten die Akademien der Wiſſenſchaften, auch dadurch ihrem Endzweck näher entgegen, wenn wir von ihnen Beurtheilungen über die Werke in den Wiſſenſchaften erhielten. Allein vor allen Dingen müßten ſie unter ſich ſelbſt etwas freundſchaftlicher werden; von ihrem Stolz etwas nachlaſſen, und dasjenige geſtehen, was ſie fühlen müſſen, wie nämlich auch außer ihrem Zirkel die Gelehrſamkeit wohne. Es wäre dieſes zwar eine Verläugnung der gewöhnlichen Grundſätze; und in dieſem Betracht iſt die Hoffnung ſehr mißlich, die man von dieſer Seite zu einer guten Würkung ſchöpft. Vielleicht aber erhielte man ſodann doch wenigſtens zuſammenhängende Urtheile, zumal wenn keine Kritik gedruckt werden dürfte, die nicht in der Verſammlung gebilliget worden. Denn wenn zum Beyſpiel ein Sulzer eine Kritik liefer-

lieferte, geſetzt auch, daß ſie nach den Grundſätzen ſeiner Akademie, etwas deſpotiſch ausfiele, ſo könnte ich doch das gute Vorurtheil hegen, daß eine ſolche Kritik wohl erwogen worden, und das mir noch mißfällige, eine Folge der menſchlichen Schwachheit ſey. Gegenwärtig aber gerathe ich in die Verſuchung, die gewöhnlichen Urtheile der Kunſtrichter, für die Würkung der menſchlichen Bosheit zu halten.

Ueber die Freundſchaft der Gelehrten.

Dieſe Betrachtung hat mich ganz natürlich auf eine andere, nämlich über die Freundſchaft der Gelehrten, geleitet. Dieſe iſt durch unſere Kritiker gar ſehr unterbrochen worden. Und wenn ſie ja noch ſtatt findet, ſo geſchieht es nur bey Gelehrten, die den Modeton nicht mitmachen, und ſich blos begnügen über die andern in der Stille hinweg zu ſehen. Oder die gelehrten Freunde, ſo wie ſie ſich gegen einander nennen, ſind faſt eben das, was

was mit einen andern Wort ein Schmarotzer heißt. Sie kriechen gegen einander, damit sie sich wechselsweise auf die Leiter zu steigen helfen, und wenn ja einer von ihnen ausglischt, ihn unterstützen können. Daß ein solches Verfahren nicht den Namen der Freundschaft verdiene, kann ohne große Beweise erkannt werden.

Wir haben eine ansehnliche Anzahl von Sammlungen, der zwischen Gelehrten gewechselten Briefe. Um ihren Werth zu bestimmen, muß man nicht bey den jetzigen Zeiten stehen bleiben. Die ehemaligen Herausgeber dieser Sammlungen hatten keine andere Absicht, als theils verschiedene, nicht allgemein bekannte Lebensumstände der Gelehrten dadurch in einiges Licht zu setzen, theils aber auch den Gang ihrer Ideen, und die Weise zu zeigen, der sie sich bey der Bearbeitung der Wissenschaften bedienten. Heute zu Tage ist der Gebrauch dieser Briefe gänzlich aus der Mode gekommen. Vielleicht weil ihre Tracht zu altväterisch ist, oder weil man sich für erleuchtet genug hält; vielleicht aber auch weil man sich

schämt,

schämt, daß unser Briefwechsel zu trocken und leer, und öfters kaum des Postgeldes werth ist. Wenn wir uns aber einmal erniedrigen können, diese Briefe zu lesen, so werden wir daraus lernen, daß einmal eine Zeit gewesen, wo die Gelehrten sich nicht sowohl um das Lob eines Journals, sondern vielmehr um die Verbesserung ihrer Kenntniß, und die Aufklärung dieses oder jenen Theils der Gelehrsamkeit, Mühe gegeben haben. Sie theilten einander ihre Erfindungen, ihre Einfälle, ihre Beweise mit; hörten das Urtheil ihres Freundes, und berichtigten nach diesem Urtheil ihr eignes. Von einer eingebildeten Polymathie entfernt, verdankten sie ihrem Freunde dasjenige, so sie von ihm gelernt hatten; überzeugt, daß in einem andern Zeitpunct ihr Freund Ursache finden werde, ihnen seine Belehrung zu verdanken.

Unser an gelehrten Zeitungen und Journalen reiches Jahrhundert, hat zwar den gelehrten Briefwechsel einigermaßen entbehrlicher gemacht. Die Buchhändler schicken uns die gelehrten Neuigkeiten so zu sagen

vor die Thüre. Ich zweifle aber ſehr, daß alle dieſe Waaren-Verzeichniſſe, den wahren Nutzen, des in vorigen Zeiten üblich geweſenen Briefwechſels erſetzen können. Die eigne Erfahrung lehrt uns, wie wenig man öfters dem öffentlichen Urtheile anderer trauen könne; und wie ſchief oft die Urtheile ausfallen, indem man von der Abſicht der Verfaſſer nicht unterrichtet iſt, und ſie alſo blos aus ſeinem eignen Standpunct betrachtet. Die Abänderung dieſer Urtheile würde zum Theil in unſerer Gewalt ſtehen, wenn wir nicht zu ſehr eilten, unſere Gedanken in die Preſſe zu liefern, vielmehr zuvor unſere einſichtsvollen Freunde darüber hören wollten. Man hat ſchon längſt den glücklichen Einfluß bemerkt, welchen die Geſellſchaft auf unſern Character, unſern Sitten und Einſichten hat. Sollte dieſes nicht auch bey der Verfaſſung eines Buches ſtatt finden, wenn wir ſolches zuvor in die Geſellſchaft unſerer gelehrten Freunde brächten, ehe wir es an das Publicum lieferten? das eben ſo oft ein ſchlechter als guter Richter unſerer Gedanken iſt. Dem Genie begegnet es oft,

daß

daß es bey dem Feuer womit es durchwärmt ist, Producte liefert, die keine Probe aushalten. Indem es von seinem Gegenstand zu voll ist, hat es keine Muße die Stellen zu bemerken, wo es zu Unrichtigkeiten verführt worden. Freunde aber, die sich da, wo sie urtheilen, nicht in dem Zustand befinden, als es war, wo es schrieb, sehen diese Unrichtigkeiten nicht nur, sondern sie sind auch vermögend, es davon zu überzeugen. Unsere Schriftsteller sagen uns zwar in ihren Vorreden, daß sie ihr Werk blos auf den Anrath und mit dem Beyfall ihrer Freunde drucken ließen. Allein man weiß schon, daß dieses im eigentlichen Verstande Lügen sind, wodurch sie nicht einmal Kinder verführen.

Ich will unterdessen nicht so schlechterdings verneinen, daß in unserm Zeitalter gar keine mehr vorhanden wären, die nach der Idee, wie ich sie gefaßt habe, den Namen gelehrter Freunde verdienten. Sie sind aber gewiß selten, und leben so sehr im verborgenen, daß sie sich schwer entdecken lassen. Vielleicht sind sie nur noch

bey den Mathematikern anzutreffen, welche den Briefwechsel nothwendig unterhalten müssen, weil sie nicht an allen Orten zugleich ihre Beobachtungen anstellen können. Man hat noch eine gewisse Journalisten-Freundschaft, die aber um deswillen nicht hieher gehört, weil sie sich auf einen Handel mit Lobe gründet, der nach der alten Art durch den Tausch geschiehet. Man giebt Waare gegen Waare, und der Kleinere muß dem Großen so viel zulegen, bis er durch Zeichen zu verstehen giebt, daß er genug hat; so, wie ehedem die Spanier mit den Amerikanern handelten, und Spielwerk gegen Gold vertauschten. Der kleine Journalist, ehe er noch alle Zähne hat, befindet sich allemal in dem Zustand der Amerikaner.

Die Sucht sich in alle Wissenschaften zu bringen, die den Modeton bestimmen, hat seit der Zeit, wo der Briefwechsel zwischen den Gelehrten aufhörte, ohnstreitig sehr zugenommen. Mancher schreibt ein Buch über eine Wissenschaft, blos um der Welt einen Beweis zu geben, daß er auch von

dieſer Wiſſenſchaft etwas gehört hat. Er denkt aber nicht, und kann bey den Verzuckungen, in die ihn ſein Gegenſtand geſetzt hat, nicht daran denken, das er eben durch ſein Buch gewieſen, daß er von dieſer Wiſſenſchaft zwar reden gehört, ſie aber nicht recht gefaßt habe. Man hat uns vor ein paar Jahren mit einer Sammlung von gelehrten Briefen beſchenkt, die luſtige Auftritte genug enthält, um unſer Lachen zu erregen. Der in dieſen Briefen aufgeſtellte Held hatte ein Buch über eine Materie geſchrieben, die er ſicherlich nicht genug kannte, um andere davon zu unterrichten. Er fragte ſeinen Freund um ſein Urtheil, nachdem ſchon ſein Buch die Preſſe verlaſſen hatte. Dieſer ſagt es ihm aufrichtig, und weiſt ihm Fehler, deren Reſultat iſt, daß er nicht Einſichten genug gehabt, von dieſem Gegenſtand zu ſchreiben. Inzwiſchen iſt ſein Buch gedruckt. Hätte er nicht weiſer gehandelt, wenn er den Rath ſeines Freundes vorhero verlangt, ehe er drucken laſſen? An einem ſo verkehrten Verfahren iſt lediglich unſer Eigendünkel ſchuld.

Wir

Wir halten es für eine erniedrigende Demüthigung, unsere Einsichten durch andere aufklären zu lassen, da uns doch die tägliche Erfahrung überzeugt, daß wir ohne Beyhülfe anderer nicht einmal leben können. Unsere Freunde dienen uns nur zum Zeitvertreib, oder wenn wir selbst groß genug sind, zu Schmeichlern. So lange sie diese Absichten erfüllen, bleiben sie unsere Freunde. Wehe aber ihnen, wenn sie unsere Rathgeber seyn wollen. Hierinnen liegt größtentheils der Grund zu den Widersprüchen in unsern kritischen Schriften. Daß man ihn nicht allemal deutlich einsehen kann, geschieht blos deswegen, weil man von den häuslichen Umständen der Gelehrten nicht vollständig unterrichtet ist. Wenn man dahero, zumal bey gewissen Journalisten, wahrnimmt, daß sie in einem Jahrgang ihren Mann bis in Himmel erheben, im andern Jahrgang aber, bis in die Hölle verdammen; so kann man den sichern Schluß machen, daß sie sich unter der Zeit beym Caffee gezankt haben, wer von ihnen klüger sey, oder seyn könnte. Ich bin

überzeugt, daß unter hundert solchen Schlüssen neun und neunzig die Wahrheit treffen. Wer einmal der Bewunderung gewohnt ist, und nicht untersucht hat, wer der, seiner Fähigkeit nach, sey, der ihn bewundert, kann freylich nicht gut vertragen, wenn dieser mit seiner Bewunderung aufhört, und zu denken anfängt.

Ueber die ökonomische Litteratur.

Die Klagen über den allgemeinen Geldmangel, vermehren sich täglich in eben dem Verhältniß, als die Anzahl der Schriften wächst, die diesem Geldmangel abhelfen wollen. Eine in der That seltsame Erscheinung. Vielleicht hat es damit eben die Bewandtniß als mit den Werken des Witzes; die in eben dem Grade abnehmen, als die Systeme zunehmen. Inzwischen finden wir in der Geschichte gar viele ähnliche Vorfälle; indem

dem

dem die Menſchen von jeher gewohnt geweſen, einem Uebel alsdenn erſt vorzubeugen, wenn es ſchon da iſt, und zu ſeiner Abwendung die Kräfte ermangeln.

Ein Uebel, ſobald es ſeine Würkung äußert, ſetzt alle groſſe und kleine Geiſter in Bewegung, wovon die Meiſten mit Geſchrey, andere mit ſtarken auch gute Säfte verzehrenden Gegengiften, andere mit Hausmitteln, die wenigſten aber mit guten Recepten daſſelbe angreifen. Daher geſchieht es, daß alles, wie in einer Feuersbrunſt, wider einander läuft, um eine Ordnung zu treffen, die weit ſchädlicher als die Unordnung ſelbſt iſt. Die Begierde zur allgemeinen Rettung etwas beyzutragen ermuntert auch ſchwache und unvermögende Perſonen, die lieber ſterben, als den Vorwurf leiden wollen, daß ſie bey dem Verfall des Vaterlandes müſſig geſeſſen hätten. Man kann ſolche Handlungen, wovon der Grund und die Abſicht gut iſt, ohne offenbares Unrecht, nicht allgemein tadeln. Man fehlt aber nur alsdenn, wenn man ſie nachahmt, ohne zu urtheilen, und ſich fremder

Schwäche bedient, wo man eigne Stärke anwenden ſollte, und wo wir beſſere Handlungen zu Muſtern haben.

Man wird ſich ſelten irren, wenn man die Litteratur unſerer heutigen Oekonomen weit geringer ſchätzt, als die Arbeiten eines Bauers, deſſen Erfahrung ihn über alle theoretiſche Lehrſätze hinausſetzt. Dieſe Sätze ſind zu allgemein, als daß ſie auf alle und jede Provinzen, oder auch kleinere Diſtricte, paſſen ſollten. Und dieſes haben ihre Verfaſſer faſt gar nicht, oder doch ſehr ſelten überdacht. Man hat zum Theil Verſuche vorgeſchlagen und gemacht, wo eine Erfahrung von vielen Jahren ſchon gelehrt hatte, daß ſie entweder unmöglich, oder wenigſtens unnützlich wären. Die Begierde aber, die Nation in ihren Lieblings-Ideen zu unterhalten, und zu amuſiren, verachtet eine Erfahrung, die ihr Eintrag thut. Und ſo treibt immer ein Vorſchlag und Verſuch den andern.

Der eben ſo heftige Trieb, immer etwas Neues zu ſagen, und die Bahn der

Alten,

Alten, wohin wir doch am Ende, ſo wie zu ihrer Kleidertracht zurück kommen, zu verlaſſen, hat Verſuche als gemeinnützig geprieſen, die man nur im Kleinen gemacht hatte. Man überläßt es den Neubegierigen, ſolche im Groſſen nachzumachen, um ſie zu überzeugen, daß die Studirſtube und die Welt, zwey ganz beſondere Dinge, und von verſchiedener Natur ſind. In wiefern man dadurch ſich phyſiſche Einſichten verſchafft, iſt die Beſchäfftigung lobenswürdig. Wenn man aber dadurch ein Volk bereichern will, ſo legt man einen Beweis ab, daß man von Armuth und Reichthum keine rechten Begriffe habe. Ich weiß wohl, daß die Bequemlichkeit vieler Menſchen ſich allen den Bemühungen entgegen ſtellt, die uns von unſerm Schlendrian abziehen wollen. Dieſes iſt auch gemeiniglich die Antwort der Bücherökonomen, wenn man ihren Ausſprüchen nicht ſofort Glauben beymeſſen und ihren Einſichten trauen will. Sie werfen uns dadurch eine zu genaue Anhänglichkeit an die Sitten unſerer Väter vor; indem

ſie uns aber davon zu entfernen ſuchen, entfernen ſie auch von uns die Mittel, oder geben uns wenigſtens keine beſſere an die Hand, unſern Unterhalt zu verdienen. Ich kenne einen Mann, der alle Geſchicklichkeit beſitzt, die Vorſchriften unſerer Oekonomen zu befolgen. Er hat mich verſichert, daß er alle Verſuche nachgemacht, daß er in ſeinem Hausgarten ſolche glücklich zu Stande gebracht; daß er aber, ſobald er damit auf den Acker gegangen, entweder ſtatt des gehofften Nutzens Schaden, oder durch die mehr anzuwendende Feldarbeit, und damit verknüpften Unkoſten, am Ende nichts mehr gewonnen, als was ihm ſein Feld, durch eine übliche und gehörige Bearbeitung, ſonſt eingetragen habe.

Vielleicht ließe ſich dieſes von einer jeden ökonomiſchen Erfindung, womit man mehr prahlt als nützlich wird, ſtückweiſe beweiſen, wenn es meine Abſicht wäre. Ich halte mich, was die Richtigkeit meiner Bemerkungen betrifft, an den allgemein bekannten Erfolg, daß ein

Land,

Land, wo die litterarischen Oekonomen in reichlicher Anzahl sind, nicht um ein Haarbreit glücklicher ist, als dasjenige, wo die Bauern in der Einfalt ihrer Vorfahren ihr Feld pflägen, und durch die Beyhülfe der Natur den Seegen des Feldes genießen, den andere durch Künsteleyen erzwingen wollen. Man wird in dieser Meynung noch mehr bestärkt, wenn man zum Theil die Mitglieder ökonomischer Gesellschaften näher kennen lernt. Man ist gemeiniglich mit der Aufnahme der Mitglieder zu freygebig, und sieht dabey mehr auf Steuranten, als auf Männer von denen sich die Oekonomie wahren Nutzen versprechen kann. So kenne ich ein Mitglied einer gewissen ökonomischen Gesellschaft, daß ich vor 12 Jahren nimmermehr unter diesen Propheten gesucht hätte; und welches seine Stärke in der Oekonomie darinnen bewiesen, daß es, durch seine ökonomischen Versuche, bereits eines seiner Güther an Mann gebracht hat. Vielleicht haben wir von ihm, wenn er in seinen Versuchen fortfährt, eine ganz neue practische Abhandlung vom Umlauf

der Güther zu erwarten. Und ich glaube auch, daß die Anstalten leichter sind, den Umlauf der Güther, als den Umlauf des Geldes zu befördern.

Sollten denn aber ökonomische Versuche ganz und gar keinen Nutzen haben, und blos zum Amusement dienen? Diese Frage getraue ich mir nicht mit Zuverlässigkeit zu beantworten. Ich glaube aber doch, daß es möglich sey, dadurch dem gemeinen Wesen nützlich zu werden, wenn man sich nach dem Muster des Hausvaters bildet. Wenn man nämlich nichts schreibt und vor Wahrheit ausgiebt, was man nicht so genau als möglich geprüft, und durch wiederholte Versuche, nicht im Kleinen, sondern im Grossen, durch die Erfahrung bestätigt gefunden hat. Wenn man dem Ackerbau durch bessere Einrichtung der alten, oder Erfindung neuer Instrumente, zu statten kommt, die aber auch bey einem gewiß zu verschaffenden Nutzen, nicht mehrere Kosten, als die jetzigen erfordern, und mithin auch nicht die Ausgaben eines Gutheß vermehren. Oder wenn sie ja mehrern

Auf-

Aufwand nöthig machen, solcher allenthalben in einem richtigen Verhältniß mit dem daraus fliessenden Nutzen stehet. Denn außerdem erlangt man keinen andern Vortheil, als daß man die Mode mit gemacht hat. Dieser aber ist zu unbedeutend und zu sehr erniedrigt, um ihn einer ganzen Nation anzupreisen.

Außerdem ist annoch eine genaue und vollständige Beschreibung der Art und Weise nöthig, wie man die Anstalten zu Verbesserung getroffen habe. Das Clima, das Wetter, die Natur des Erdreichs, die Beschaffenheit der Gegend, ob sie volkreich, oder an Arbeitern Mangel hat, und hundert andere solche Umstände müssen in Betrachtung gezogen, und richtig angegeben werden, wenn der andere urtheilen soll, ob sich diese Versuche auch auf sein Feld und Guth anwenden lassen. Und in diesem Punct werden die meisten Fehler begangen, sowohl von denen, welche die Vorschriften machen, als auch von denen, so sie ohne Prüfung befolgen. Man hat einen Vorschlag z. B. gethan, das Korn nicht mehr zu säen, sondern zu

stecken.

ſtecken. Man hat die Vortheile arithmetiſch berechnet, die hieraus zuwachſen. Man hat aber dabey ſowohl die Witterung als die Menge der erforderlichen Arbeiter, außer allem Betracht gelaſſen, und gewähnet, daß alles ſo gut aufgehen müſſe, als wenn man 20 Körnchen Saamen in einen Nelkentopf ſtreut. Die geſunde Vernunft kann dergleichen Dinge vor weiter nichts als Spiele der Kinder anſehen, die ein Kartenhaus bauen, das durch ein Nieſen zuſammengeworfen wird.

Ueber die Staatsverbeſſerungen.

Wenn man die ökonomiſchen Verbeſſerungen mit Strömen vergleichet, die ein Land bewäſſern und fruchtbar machen; ſo ſind die Staatsverbeſſerungen, die Seen, die dieſe Ströme aufnehmen, und das ihrige beytragen ſollen, ein Land, groß, reich, und glücklich zu machen. So wie die Vortheile beyder ſo ineinander

laufen,

laufen, daß sie nicht gar zu gut getrennt werden können, so würden auch die Erfolge einander so ähnlich seyn, wenn sich die einen so gut als die andern anwenden ließen. Ein Mann mag in seinem Hauswesen soviel Hirngespinnste unterhalten als er will; wenn er aber dadurch in der öffentlichen Einrichtung, und in der Verfassung eine Abänderung unternehmen will, so würde er gar bald fühlen, daß andere Personen gesetzt sind, sein Gehirn von Spinnewehen zu saubern.

Auch an Staatsverbesserungen haben wir, dem Himmel sey Dank, keinen Mangel. Von politischen Kannegiessern rede ich jetzt nicht; sondern nur von denen, die ihre Staatseinsichten öffentlich durch den Druck bekannt machen. Wir haben in diesem Punct vortreffliche Werke, deren Verfasser zum Theil in solchen Posten standen, wo sie ihren Gegenstand vollkommen übersehen konnten. Wie es aber in der gelehrten Republik zu gehen pflegt, kaum ist das Zeichen gegeben, als sich alle und jede in Bewegung setzen, um einer Fahne zu folgen, deren Ueberschrift und Wappen

sie

ſie nicht verſtehen. Man hat Staaten in der Einbildung geſchaffen, und weil ſich ihre Einrichtungen leicht treffen ließen, da alles von unſerer Willkühr abhieng, ſo geſchahe es ohne Mühe, daß man die Würklichkeit ſeiner Einfälle gleichſam von ſich ſelbſt entſtehen ſahe. Ob die Einwohner ſolcher Staaten Engel oder Menſchen ſeyn müßten, bedachte man am wenigſten. Dieſe glaubte man ſchon zu finden, wenn nur der Staat erſt eingerichtet wäre.

Andere gehen etwas natürlicher zu Werke. Sie nehmen die Regierungen an, wie ſie ſind, und entdecken alle die Fehler, die ihnen an ihrem Schreibtiſch beyfielen. Freylich waren ſie niemals in öffentlichen Geſchäfften gebraucht worden. Was hätte ihnen aber auch eine Erfahrung genutzt, da ſie ja alles im Geiſt ſahen, und die Erfahrung ſie nur ihrer Irrthümer überführt haben würde. Bey ſo günſtigen Vorurtheilen für ihre Einſichten, entwarfen ſie Vorſchriften für einen Fürſten, die nicht befolgt werden konnten: Geſetze, die ſich für die Nation nicht ſchickten; und

das Bild von einem Miniſter, wozu man das Original in der Natur noch nicht gefunden hat; ſeraphiſche Beamten, die zuvor wenigſtens zwey Drittheile vom Menſchen abſchütteln müſten, ehe ſie die Forderungen dieſer Politiker erfüllen könnten. Ich weiß wohl, daß dieſe blos nach der Einbildung entworfne Regierungsformen eigentlich eine Satyre auf die gegenwärtigen ſeyn ſollen. Wenigſtens iſt dieſes noch das billigſte Urtheil, ſo man von dieſen erfinderiſchen Köpfen fällen kann. Allein, auch von dieſer Seite betrachtet, kann man ihnen auſſer dem Vergnügen, das ſie uns beym Leſen machen, beynahe keinen groſſen Werth beylegen. Wenn ihre Satyre gleich würkliche Gebrechen trifft, ſo liefert ſie uns doch keine andere wahre Vortheile, die wir an die Stelle dieſer Gebrechen ſetzen könnten. Und wenn ſie unſere Miniſter als ſtolze Herren ſchildern, ſo ſind die übrigen Pedanten.

Unterdeſſen iſt nicht zu läugnen, daß unter der Menge ſolcher politiſchen Hypotheſen auch eine Menge guter Erinnerungen gegeben werden. Und vielleicht ſind eben

eben diejenigen am meiſten practiſch, die ihre Verfaſſer am wenigſten dafür anſahen. Der Tadel der Regierung, und die Vorſchläge zu ihrer Verbeſſerung, erfordern in der That ſolche Einſichten, die uns weder Lecture noch Nachdenken allein verſchaffen können. Die Schriftſteller, die über dieſen Gegenſtand ihre Gedanken eröffnen, ſind gemeiniglich des Vortheils beraubt, daß ſie entweder in gar keinen Regierungsgeſchäfften gebraucht werden, oder doch nur einen ſehr geringen Antheil daran haben. Dadurch aber wird ihr Horizont zu klein, und ſie können über die Berge, die ihn umſchlieſſen, nicht wegſehen. Ihre Aufmerkſamkeit geht zu ſehr ins Detail; und von dieſem ſchlieſſen ſie zu übereilt auf das Ganze, das ihren Augen verborgen iſt. Dadurch verliehrt ihr Syſtem, außer dem Bezirk ihrer Provinz, allen Gebrauch, wenigſtens in dem Grade, als der Verfaſſer ſich einbildet. Billig ſollten dieſe Politiker, ehe ſie ihre Einfälle für Wahrheit annehmen, den Standpunct betrachten, in welchem ſich diejenigen Perſonen befinden, die an

der

der Regierung Antheil haben. Wenn sie bey dieser Wahrnehmung fänden, daß der Standpunkt eines Ministers von dem ihrigen sehr weit unterschieden sey, so würden sie gewiß nicht erst anfangen, von einem Minister zu verlangen, daß er mit ihnen einerley sehen sollte. Von einem Minister ist es zuviel gefordert, überall gegenwärtig zu seyn.

Eben so wenig wäre es einem Lande vortheilhaft, wenn ein Fürst oder sein Minister, blos nach seinen eignen Vorstellungen, und gleichsam aus sich selbst, Entwürfe zur Verbesserung der Regierung machen wollten. Sie können blos das Ganze übersehen, nicht aber auch zugleich das Detail; dadurch aber vermehrt sich die Gefahr, niemals ein vollkommnes Ganze zu liefern, wozu die Uebereinstimmung aller, auch der kleinsten Theile des Staatskörpers, nach metaphysischen und politischen Grundsätzen gehöret. Die Erfahrung gilt hier statt aller Beweise, wenn sie uns täglich die

Schranken zeiget, in die wir von der Natur eingeschlossen sind. Inzwischen müssen wir doch gestehen, daß der Fürst und seine Minister die einzigen sind, von denen eine Verbesserung der Regierung, mit wahrem Vortheil des Landes, unternommen werden kann. Nicht wegen der ihnen zustehenden Gewalt, denn das verdiente keine weitläuftige Untersuchung, sondern wegen der Einsichten, die sie sich am leichtesten und sichersten verschaffen können. Ich sage mit Fleiß, verschaffen können, denn alle durch eigne Lectüre und Nachdenken erworbene Fähigkeiten, sind nicht allein hinreichend, von allem denjenigen eine genaue Uebersicht zu haben, was der Regierung gemeinglich entwischt, und doch schlechterdings nicht verborgen bleiben darf, wenn sie an ihrer Verbesserung mit Nutzen arbeiten will. Der Anfang hiezu muß von unten herauf gemacht, und die Arbeit solange fortgesetzt werden, bis der Riß zum obersten Stockwerk fortgesetzt worden, daß man das Gebäude im Ganzen

zen

zen ſehen, und beurtheilen kann. Die Unterobrigkeiten haben meiſtentheils den Fehler, daß ſie die Pflichten ihres Amtes nicht vollkommen erfüllen. Iſt die Regierung zu gelinde, ſo ſind ſie gemeiniglich nachläßig, in ihren Unternehmungen zu langſam, und müſſen oft vom Schlafe aufgeweckt werden. Iſt die Regierung zu ſtrenge, ſo geſchieht zwar das Anbefohlne pünctlich, es wird aber auch mit dem Schlag der Stunde das Handwerkzeug weggeworfen, und weiter nichts gethan. Hier iſt es, wo die Regierung eine weiſe Sorgfalt anwenden muß, um dieſe Unterobrigkeiten, in eine dem gemeinen Beſten verhältnißmäßige Bewegung zu ſetzen, um ihr ſowohl die Materialien zur Verbeſſerung an die Hand zu geben, als auch die Maſchine ſelbſt in beſtändiger Würkſamkeit zu erhalten.

Meine Abſicht iſt nicht, ſelbſt einige Vorſchläge über dieſe Materie zu thun, weil ich befürchten müßte, in eben den

[redacted] zu verfallen, den ich zuvor gelacht habe. Allgemeine Vorschläge sind selten practisch. Wenn man nützlich seyn will, muß man allemal ein gewisses Land zum Augenmerk haben; und zu dieser Untersuchung habe ich keinen Beruf, und nach meinen Voraussetzungen, auch keine Kräfte. Ich überlasse es denen, die hiezu stark, oder wenigstens kühn genug sind, sich diesen Beruf selbst zu geben. Wir haben seit einiger Zeit eine reichliche Aernte von dergleichen Früchten aus dem politischen Felde gehabt, so daß derjenige, der noch mehr pflanzen wollte, allemal Gefahr lauft, den Acker noch mehr auszusaugen. Unterdessen hat es das Ansehen, als ob beynahe alle Regierungen gewisse Gebrechen in sich selbst gefunden hätten. Ich schließe dieses aus denen hin und wieder gemachten Veränderungen, wovon uns die öffentlichen Nachrichten versichert haben. Man hat zuweilen den Mangel, durch eine Menge neuer Gesetze, zu verdrängen gesucht. Es ist dieses allerdings

das

das geſchwindeſte, aber nicht allemal das ſicherſte Mittel. Das Uebel iſt öfters ſo tief eingewurzelt, daß ein Geſetz nichts mehr thun kann, als die Blätter abzuſchneiden; der Saft aber bleibt in der Wurzel zurück, die in kurzer Zeit neue Blätter treibt. Der Fall kann ſich auch ereignen, daß man etwas für ein Uebel hält, was nach dem veränderten Zuſtand eines Volkes keines mehr iſt. Nicht alle Gewerbe in einem Lande ſind von der Beſchaffenheit, daß ſie, bey ihrem Verfall, durch Geſetze wiederum erhaben werden können. Es ereignen ſich hiebey ſo viele Zufälle von außen, die außer der Gewalt eines Volkes und ſeines Fürſten ſind. Alle dieſe Zufälle machen die Geſetze hierinnen unwirkſam. Ja es iſt ſogar möglich, daß durch dieſe gegebenen Geſetze diejenigen eingeſchränkt werden können, die außerdem durch eigne Kräfte an der Verbeſſerung ihres Gewerbes arbeiten würden. Der Handel kommt hiebey vorzüglich in Betrachtung. So lange er blühend iſt, braucht er gar kei-

[redacted], oder doch nur sehr wenige Gesetze, die auf weiter nichts als seine Erleichterung, oder zu Unterhaltung der guten Ordnung, unter den Handelnden selbst, abzwecken. Sobald die Regierung sich in der Nothwendigkeit befindet, auf Gesetze zu seiner Erhaltung zu denken, so liegt er schon in letzten Zügen, und man kann ähnlich die Anstalten zu seinem Grabe machen.

Register

Pag.		Sache.	Lit.
3	4	Vorrede	
5	28	Von der Entstehung der Gesellschaft der Freiheit	I
28	42	Von der Stiftung der Gesellschaft	II
43	61	Einrichtung der Gesellschaft	III
62	90	Gesetze	IV
90	112	Gesellschaft	V
113	155	Von der Disciplin	VI
155	168	Von der Strafe	VII
168	185	Allmosen	VIII
186	172	Feind	IX
172	180	Kennzeichen der Gesellschaft	X
180	188	Von Gesellschaften	XI
188	198	Kurtze Beschreibung	XII